

Januar 1956

DER MARIENBOTE

Wir wünschen unseren Lesern und Freunden
ein gnadenreiches Weihnachtsfest
und entbieten ihnen den Segensgruss des heiligen Paulus:
"Der Friede Gottes, der jegliches Begreifen übersteigt,
behüte euer Herz und euren Sinn in Christus Jesus!"

Unschuldig wie ein Kind,
behütet von seinem Engel, so steht vor uns das
neue Jahr, geheimnisvoll und unergründlich.
Haben wir Vertrauen!
Tun wir das Unsrige, dass es ein gutes werde,
von Gott gesegnet. Ein Jahr der Gnaden, der
Zufriedenheit, der Gottesliebe und des Erfolges.

Eine Bitte an unsere Leser!

Infolge eines Maschinenschadens an unserer Rotationsmaschine wird es uns nicht möglich sein die nächste Ausgabe des Marienboten (Februar 1956) pünktlich herauszugeben. Unsere Maschine ist ein deutsches Modell aus dem Jahre 1910 und Ersatzteile sind sehr schwer, wenn überhaupt, zu bekommen. Wir bitten daher unsere Leser, nicht ungeduldig zu werden, wenn der Marienbote einmal auf sich warten läßt. In der Zwischenzeit werden wir unser Bestes zu tun versuchen.

Herzlichen Dank für Ihr Verstehen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

24. Jahrgang Januar 1956 Battleford, Sask. No. 4



Ehre sei Gott in der Hoehe!

„In jener Zeit erging vom Kaiser Augustus ein Befehl, das ganze Reich aufzuzeichnen. Dieses war die erste Aufzeichnung, die unter Cyrinus, dem Statthalter von Syrien, geschah. Alle gingen hin, sich aufschreiben zu lassen, ein jeder in seine Vaterstadt. Auch Joseph begab sich von Nazareth in Galiläa nach Judäa in die Stadt Davids, die Bethlehem heißt, — denn er war aus dem Geschlechte Davids—, um sich mit Maria, seinem Weibe, aufschreiben zu lassen. Als sie daselbst waren, kam die Zeit ihrer Niederkunft. Sie gebahr ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war. In derselben Gegend waren Hirten, die hüteten und Nachtwache hielten bei ihrer Herde. Plötzlich stand ein Engel des Herrn vor ihnen, und die Herrlickkeit Gottes umstrahlte sie, so daß sie sehr erschraken. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht. Seht, ich verkünde euch eine große Freude, die allem Volke zuteil wird. Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, Christus, der Herr. Dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt, in einer Krippe liegend. Alsbald gesellte sich zu dem Engel eine große himmlische Heerschar, die Gott lobte und sang: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Weihnachten 1955

Vom Schriftleiter

Der Friede und der Segen unseres Herrn Jesus Christus sei mit uns allen, die wir nun wieder die Geburt des ewigen Sohnes aus dem Fleische Mariens der Jungfrau feiern. Und es kehre ein in unsere Herzen die Freude der Gottergebensten, der Gottbegnadesten, der Weihnachtsfrohesten aller: die Freude der Mutter des Kindes von Bethlehem

„Wir wollen fröhlich sein", sagt es in den Gebeten der Kirche am hohen Weihnachtstage. „Es wäre unrecht, heute der Traurigkeit Raum zu geben wo das Leben geboren ist."

Und wie unrecht so etwas wäre! Es gibt da eine Trauer, die bei Gott ganz besonders hoch zählt. So hoch, daß der Herr sie mit einer der acht ewigen Seligkeiten zu belohnen versprochen hat. Es ist das die Trauer ob unserer Sünden. Diese Sünden sind da. Sie sind Tatsache. Keine Macht der Welt kann sie weglöschen — keine Macht der Schöpfung, nur Gott.

„Erschienen ist die Güte und die Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Erlösers" in dieser Welt der Sünde. Erschienen ist sie „nicht auf Grund von gerechten Werken", die wir vollbracht haben, „sondern nach Seinem Erbarmen hat Er uns erlöst", erzählt uns Gottes Heilige Schrift. Erschienen ist Gottes Güte im Fleische Jesu, nicht um uns zu belohnen für Frömmigkeit und hohe Taten der Gottesliebe.

Wessen Frömmigkeit und wessen Gottesliebe wären wohl je so glühend gewesen und so heilig, daß sie verdient hatten das Kommen Gottes zu uns Menschen?

Und doch ist Er gekommen! Wir wagen fast gar nicht nachzusprechen, was die Kirche in der Osternacht singt und was auch in der heiligen Weihnacht in unsere Herzen sich drängt! Nicht unsere Gottesliebe hat verdient der ewigen Liebe Erscheinen unter uns: „O glückliche Schuld, die einen so großen, so erhabenen Erlöser zu erhalten verdiente", heißt es im Osterlied der Kirche Christi.

Unsere Schuld, unsere Sünde, unsere Bosheit hat Gottes Erbarmen — nicht Gottes Gericht! — so groß über uns herabgerufen, daß Er selbst zu uns kam, unter uns geboren war im kleinen Stall von Bethlehem.

Wer kann es fassen und wer kann uns erklären, so daß wir verständen die Fluten der Liebe Gottes, die über uns hereingebrochen in der Stille der tausendmal gesegneten Heiligen Nacht?

Mit unserem Denken und Überlegen kommen wir da einfach nicht mit! Gottwarm wird es uns aber im Herzen, so eigentümlich gottwarm und gotthell, als wenn uns die Gnade heute ganz besonders berührte. Und in dieser Gnadenwärme und in diesem Gnadenlicht erkennen wir in tiefer Seele: Unrecht wäre es, heute der Traurigkeit Raum zu geben. Wir können auch nicht traurig sein. Es geht einfach nicht. Es ist da zu viel der Weihnachtsfreude um uns herum — und auch in unserer Seele. Weihnachtsfreude nennen wir

es. In Wirklichkeit ist es der Vorgeschmack der Seligkeit, die Gott den ob ihrer Sünden Trauernden versprochen, oder aber das Schreien der sündenbelasteten Seele nach dieser beseligenden Trauer und nach der Seligkeit in Gott. Ein Rufen der Seele, das wohl totkrank macht, das aber auch ein Hoffen verkostet himmelssüß.

Der gottliebende Mensch fühlt es mit dem übernatürlichen Instinkt seiner Seele — mit der Gabe des Heiligen Geistes der Frömmigkeit —, daß es so ist in der Heiligen Weihnacht und nicht anders. Es drängt ihn in die Knie, wenn er in den Büchern der Propheten Gott reden hört: „Mein Volk ist verwirrt durch die Untreue gegen Mich. . . . Was soll Ich dir tun? Was über dich verhängen, Israel?. . . Mein Herz dreht sich in Mir; Mein ganzes Mitleid ist erregt. Ich kann nicht Meinen heißen Zorn in Tat umsetzen. . . Ich bin ja Gott, und nicht ein Mensch. In deiner Mitte weile Ich als Heiliger: Ich komme nicht im Grimm!" (Hosa, 11:7–9).

Du Gott der Liebe! Auch das hast Du uns uns in Deiner Heiligen Schrift gesagt, daß Du uns der Liebe Gott bist: „Ich nenne dich Mein, denn du bist Mein", sprichst Du zu unserer sündhaften Seele (Isaias 43:1). Wir sündigen, Du aber segnest! (Isaias 43:22–28).

Wir kommen einfach nicht mit mit Gottes Gedanken, mit Gottes Herz, mit den Taten der Liebe Gottes für uns.

Wollten wir doch wenigstens mitkommen mit den Hirten der Heiligen Nacht und mit den frohen Engeln und mit Maria und Joseph. Demütig beteten sie an das Kind in der Krippe. Der strahlende Stern, das wundersame Engelsingen, das Spielen der Hirten und der Liebreiz der jungfräulichen Mutter zählten da nichts: Nur das göttliche Kindlein war alles, nur dem Kindlein galt alles — selbst die Herrlichkeiten der Seele der hochgebenedeiten Mutter Maria.

„O seht, was in dieser hochheiligen Nacht, der Vater im Himmel für Freude uns macht!" Wollte sie uns ergreifen, diese Freude himmlischer Seligkeit. Diese Freude, die da hinführt zur Trauer der Liebe und zur Anbetung und zum Gehorsam der Liebe von oben. Denn wenn in der Heiligen Nacht auch nichts zählt als nur das göttliche Kind, so zählt zu allen andern Stunden doch unser Herz und unser Wille. Des Menschen Herz und des Menschen Wollen und Erkennen zu erlösen, loszureißen von allem was fort führt von Gott; des Menschen ganzes Herz und alles Wollen und Erkennen und Tun und Verlangen so mit Gottes Liebe zu durchdringen wie Jesus es an Seiner jungfräulichen Mutter tat, war Er zu uns gekommen.

Er ist gekommen zu uns, damit wir kommen hin zu Ihm und durch Ihn leben für den Vater, gehorsam dem Willen des Vaters, ganz in der Liebe zum ewigen Vater.

Weil Er dieser unaussprechbaren Dinge wegen gekommen war, nützt es nichts, daß wir uns nur sehnen. Dem Sehnen muß folgen die Tat, die uns besser macht und gerechter und gottliebender.

Zu diser Tat leite uns und führe uns die selige, die jungfräuliche Mutter der Weihnacht, das vortreffliche Gefäß der Andacht und Liebe Maria!



Die Krippe -

einmal anders gesehen!

Wenn wir uns die Krippe von Bethlehem vorstellen, so sehen wir sie meist vor uns, wie sie von der Phantasie der Gläubigen im Laufe der Zeit ausgemalt worden ist: Wir denken an einen verfallenen Stall, der vor Wind und Wetter ungeschützt ist; an ein nacktes, frierendes Kindlein auf hartem Stroh, das in hellem, übernatürlichen Licht oder mit einem Heiligenschein daliegt und die Hände segnend erhoben hält. Wir sehen Maria und den weißbärtigen Joseph anbetend davorknien, vielleicht auch Joseph herumwirtschaften oder schlafend beiseite sitzen. Die anteilnehmenden Tiere — Öchslein und Eselein — dürfen nicht fehlen, und eine Schar von Engeln erfüllen den Raum mit Glanz und Gesang.

Dem biblischen Bericht nach war die Krippe viel weniger romantisch und rührend. Dort ist nicht einmal von einem „Stall" die Rede. Man hat lediglich auf einen solchen geschlossen, da eine Krippe vorhanden war, welche zu jener Zeit aus einer breiten, bequemen Steinmulde bestand, aus der die Tiere fraßen. Doch war es damals nicht selten — wie z. B. jetzt noch in einigen Gegenden von Sizilien —, daß in den Behausungen der Menschen auch Tiere untergebracht waren. Wahrscheinlich war also der „Stall" eine verlassene Wohnhöhle, die genügend Schutz vor den Unbilden der Witterung bot. Eine solche Höhle vor den Toren Bethlehems wird noch heute als Geburtsstätte verehrt. Wahrscheinlich hatten Maria und Joseph sie als Unterschlupf ausgesucht, weil sie ihnen lieber war als die überfüllte Herberge in der Stadt; denn auch von einer langen und demütigen Herbergssuche wird in der Bibel nichts erzählt.

Sicherlich war die Krippe ein Notbehelf. Aber Maria und Joseph, die von ihrem eigenen Haus in Nazareth her an Einfachheit, ja an Armut gewöhnt waren, werden sich dort nicht so unglücklich gefühlt haben, wie wir es uns — in Anbetracht unserer Wohnungsverhältnisse — vorstellen. Ein „Haus" der damaligen einfachen Leute war ein einstöckiger Lehmbau ohne Fenster; Holzwände, Verputz oder Tapeten gab es nicht, der Fußboden bestand aus gestampftem Lehm. Auch die Hausgeräte waren primitiv.So schlief man z. B. nicht in Bettstellen, sondern auf Strohsäcken, die auf dem Boden lagen.

Da Joseph und Maria mit der bevorstehenden Geburt gerechnet hatten, werden sie sicherlich alles unbedingt Notwendige mitgebracht oder vorher besorgt haben. Es wird eigens erwähnt, daß Windeln vorhanden waren. Das Kindlein brauchte gewiß nicht zu frieren, zumal in Paläftina die Temperatur-Verhältnisse günstiger sind als bei uns. Es ist auch anzunehmen, daß die Krippe weich ausgepolstert war, und daß Joseph in seiner fürsorglichen Art es der Mutter und dem Kind so behaglich machte, wie es nur eben möglich war.

Wir stellen uns immer vor, daß Joseph ein zittriger Greis war, der entweder alles dem lieben Gott überließ oder durch die Geburt in große Beunruhigung versetzt wurde. In der Heiligen Schrift wird über das Alter Josephs nichts ausdrücklich ausgesagt. Doch ist es — in Anbetracht der Strapazen, die Gott ihm mit der Betreuung des Jesuskindes auferlegte —, viel wahrscheinlicher, daß Joseph ein kräftiger Mann in den besten Jahren war. Er war nicht „nervös", sondern sein ganzes

Leben hindurch besonnen und tatkräftig. Da er auch praktisch veranlagt war und das Herz auf dem rechten Fleck hatte, wird er bei der Geburt nicht aus der Fassung geraten sein, sondern mit Umsicht und Ruhe jeweils das Richtige getan haben. Zudem war die Gottesmutter durch die Geburt so wenig geschwächt, daß sie das Kind selber in Windeln wickelte und in die Krippe legte. Sie war gewiß von der Größe des Geschehens beeindruckt und hat — ebenso wie Joseph — das göttliche Kind angebetet. Aber wir dürfen uns nicht vorstellen, daß sie darüber die Sorge für ihr Kind vergessen hat. Denn das Kind war ja auch Mensch, es hatte menschliche Bedürfnisse und brauchte Nahrung und Pflege.

Als die Hirten an die Krippe traten, sahen sie nichts Außergewöhnliches. Es steht nichts davon geschrieben, daß das Kind die Hirten segnete, nichts von strahlendem Glanz und von jubilierenden Engeln. Engel gab es nur bei der Verkündigung auf dem Felde. In der Höhle sahen die Hirten nur einen Säugling wie alle andern und Eltern, die wie arme Leute aussahen. Es ist nicht einmal sicher, ob Ochs und Esel vorhanden waren; in der Heiligen Schrift werden sie nicht erwähnt.

Die Hirten wußten jedoch, daß das Kind, welches in der Krippe lag, nicht ein gewöhnliches war, so wie auch Maria und Joseph sich dessen bewußt waren. Es war ihnen als „Messias" und „Herr" geoffenbart worden, und sie beteten es an. Auch wir haben eine Offenbarung, die Heilige Schrift. Selbst wenn wir von all dem Rührenden und Wunderbaren absehen, womit die christlichen Jahrhunderte die Geburtsszene ausgeschmückt haben, bleibt das eine: das Kind, welches dort in der Krippe lag, war Gottes Sohn.

Die liebevolle Ausmalung der Weihnachtsgeschichte hat ihren Wert. Sie gibt Zeugnis davon, wie die Christen aller Jahrhunderte versucht haben, das große Geschehen in frommer Anteilnahme mitzuerleben. Dieser Tatsachenbericht nach der Heiligen Schrift soll nicht den Zweck haben, die Geburt des Christkindes als alltägliches Ereignis hinzustellen, das keiner sonderlichen Betrachtung wert ist. Das Weihnachtswunder ist so groß, daß auch die, welche einer romantischen Verbrämung kritisch gegenüberstehen, tief davon beeindruckt werden.

A. B.



WEIHENACHT

Nacht der Stille und Geborgenheit.
Kinderstimmen singen alte Weisen
Von den Königen, die von Weit
Zu dem Kinde in der Krippe reisen.

Und Maria wiegt mit sanfter Hand
Dort ihr Kindlein in dem kleinen Stalle;
Ochs und Eslein blicken unverwandt,
Und die frommen Hirten kommen alle.

Weihnacht! Und Türen tun sich auf,
Die geheimnisvoll verschlossen waren –
Geht ein Lauschen durch die Welt zuhauf,
Wundersamstes will sich offenbaren.

Nacht der Stille und Geborgenheit,
Lass uns alle fromm zu Kindern werden,
Tu uns auf das Tor zur Herrlichkeit
Wie dereinst den Hirten bei den Herden.

Senta Pape



MARIA im JANUAR

Vom Schriftleiter

Gedächtnis der Mitvermittlerin aller Gnaden 1. Januar —

Während die Welt am 1. Januar „Neujahr" feiert, begeht die Kirche an diesem Tage das Gedächtnis jener Feier im kleinen Kreise der Heiligen Familie, von der uns das Tagesevangelium erzählt: „Als acht Tage (nach der Geburt des Heilandes) vorbei waren und das Knäblein beschnitten wurde, ward Ihm der Name Jesus gegeben. So hatte Ihn schon der Engel genannt, ehe Er im Mutterschoße empfangen wurde."

Wenige nur wissen noch, daß das Fest der Beschneidung des Herrn auch uralter Marientag, ja, nach dem Zeugnis vieler Geschichtskenner sogar das älteste Marienfest der Kirche ist. Wir spüren das sofort, wenn wir das Tagesgebet der hl. Messe vom 1. Januar beten und wenn wir im Meßbuch lesen, daß dieses Fest in Rom immer in einer Marienkirche gefeiert wurde. Anfangs in der Kirche „St. Maria zu den Martyrern", und heute in „St. Maria jenseits des Tiber."

Weit mehr noch spüren wir es im Text des Priesterbreviers vom 1. Januar: „Freut euch", heißt es da, „freut euch mit mir alle, die ihr den Herrn liebt! Denn da ich (Maria)noch ein Kind war, gefiel ich schon dem Allerhöchsten und aus meinem Schoße habe ich den Gottmenschen geboren!" Und weiter liest der Priester: „Begnadet wurde das Herz der Jungfrau; sie empfing darin auf die Verkündigung des Engels hin göttliche Geheimnisse; in ihren keuschen Schoß durfte sie den Schönsten von allen Menschenkindern aufnehmen. Sie, die Gebenedeite in Ewigkeit, schenkte uns den Gottmenschen. —Gesegnet und verehrungswürdig bist du, Jungfrau Maria! — Heilige, unbefleckte Jungfrau Maria! Ich weiß nicht, wie ich dich preisen soll. Den die Himmel nicht fassen können, hast du in Deinem Schoß getragen!"

So und immer wieder lenkt die Kirche am 1. Januar unser Sinnen und Denken auf Maria und auf die heilige, erlösungswichtige Stellung, die sie im Werk des Heiles ihres göttlichen Sohnes einnimmt.

Lieb und anmutig ist sie, wie wir sie am Feste der Beschneidung des Herrn im Geiste vor uns sehen: Die reine, die Jungfräuliche, die gnadenvolle Mutter mit dem acht Tage alten Kinde in den Armen am feierlichen Tage der Beschneidung. Was uns Christen die Taufe ist, war dem Juden das Fest der Beschneidung: Gott näherte sich dem Kinde und Gott tat Heiliges am Kinde! Zwar war die Beschneidung nicht dasselbe was die Taufe des Neuen Bundes ist, sie war aber doch gottgewollt und sie „versinnbildete die Reinigung von Sünden", schreibt der hl. Ambrosius.

Maria wußte mit zitterndem Herzen, daß ihr Sohn keiner Reinigung bedurfte. Er war ja Gott! Ihr Gott und ihres Volkes Gott! Sie fragte jedoch nicht, warum wohl auch Er dem Gesetze — Seinem eigenen Gesetze — unterworfen werden müsse.

Magd Gottes war sie, Dienerin des Herrn, die alles geschehen lassen wollte „nach Seinem Willen.“ Und Gottes heiliges Wollen lag in ihren Armen. Fleisch geworden war Gott in ihrem Schoß, geboren war Er aus ihr. Und Maria sah, daß Er angezogen hatte alle Schwachheit des Fleisches — mit Ausnahme der Sünde. Alle Schwachheit des Fleisches: Die Hilflosigkeit des Kleinkindes, den Hunger und den Durst und den Schmerz des Fleisches, und auch das Herzweh der Menschen. Das alles sah Maria und sie wußte, daß es ihre Aufgabe sei, das Gotteskind aufzupflegen nach Mutterart und nach dem Gesetze der Juden vom unmündigen Kind bis zum selbstständigen Mannesalter.

Und sie tat alles und noch viel mehr, was jede fromme Judenmutter für ihr Kindlein tat. Und wir sehen sie auf tausend Bildern vor uns stehen, die Mutter mit dem Kinde lieb, zu der wir beten: „Uns allen deinen Segen gib!“

Lieb und anmutig ist Maria mit dem Gotteskinde in ihren Armen. Es ist jedoch unaussprechbar mehr an Maria und in Maria als nur das anziehende, herzwarme Muttersorgen um das Gotteskind. Lieb ist sie mit ihrem Kinde, hoch und hehr, fast kaum zu erfassen ist sie jedoch als Helferin Gottes im rein übernatürlichen Gnadenwerk der Menschheitserlösung.

Vor großen Geheimnissen des heiligen Willens Gottes stehen wir hier. Gott, von dem jede einzelne Gnade ausgeht, hat ihr die Gnade aller Gnaden, die Menschwerdung Christi zu unserer Erlösung, in den Schoß gelegt. Sie gab Ihm das Sein und das Leben im Fleische, und Er war ihr untertan.

„Das intimste Gemach des Heiligen Geistes“ nennt Johannes von Damaskus die Gottesjungfrau Maria. Der Heilige Geist überschattete sie und Er zog in sie ein und wirkte so in ihr, daß Maria nicht nur zur glanzvollsten Wohnstätte des Heiligen Geistes, sondern auch Mitarbeiterin des Heiligen Geistes in der Fleischwerdung des Erlösers wurde.

Jesus ward geboren, Er starb und kehrte zurück zum Vater. Der Heilige Geist jedoch, der seit Ewigkeiten mit dem Vater ist und mit dem Sohne, gab nie auf Seine Wohnstätte in Maria und Sein Wirken in und durch Maria. Er fährt fort, täglich alle Gnaden die Gott schenkt, einem jeden dem sie geschenkt sind, durch Maria zukommen zu lassen. Seit Anfang an, seit der Stunde der Verkündigung, hat Maria mitgewirkt am Werke der Erlösung, als helfende Dienerin ihres eigenen Sohnes, und sie wird mitwirken an der Erlösung, als helfende Dienerin ihres Sohnes, und sie wird mitwirken an der Erlösung eines jeden einzelnen Menschen bis ans Ende der Zeiten. Alle Gnaden, die Christus uns verdient hat und die Christus uns zukommen läßt, gehen durch ihre Hände.

Dieser heiligen Dinge gedenken wir am 1. Januar. Sie erfüllen uns mit einer Ehrfurcht vor Maria, die nicht auszusprechen ist. Je mehr wir betrachten die Geheimnisse der Jungfrau Gottes, um so tiefer neigen sich unsere Häupter vor ihr, der Königin so hoch über uns! Wir können sie uns nicht vorstellen, dann sehen wir immer nur „Maria mit dem Kinde lieb“ — und das zieht uns hin zu ihr. Weil wir gesündigt, durfte sie dieses Kind tragen, durfte sie werden zur Zweiten im Himmel gleich nach Gott, dem Ersten und Allheiligen. Und auch zur Zweiten auf Erden in der Austeilung der Barmherzigkeit Gottes, zur Zweiten auf Erden gleich nach dem Ersten, gleich nach Jesus Christus.

Milde ist das Herz Jesu und demütig. So demütig, daß es nie verschmähen wird den armseligsten Sünder. Kein Herz jedoch ist so vollkommen nachgeformt dem Herzen Jesu wie das Herz der Gnadenvollsten, der Mutter Maria. Und darum drängt es uns doch zu ihr hin, mag sie auch noch so hoch und so hehr sein. Und darum weint und ruft und fleht es uns doch immer wieder aus den Herzen, mögen wir auch noch so tief liegen im Jammer der Sünde: „O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria: Wende uns zu deine Barmherzigen Augen und zeige uns und gib uns die gebenedeite Frucht deines Leibes Jesus!“

12. Januar — Fest der Heiligen Familie

Heiliges Staunen überkommt uns, wenn wir betrachten die Heilige Familie: Als Haupt dieser Familie ein Mann, den die Heilige Schrift „gerecht“ nennt. Ein Heiliger, der mit seiner Gemahlin in jungfräulicher Keuschheit gelebt und dem durch einen Engel in stiller Nacht die außergewöhnliche Sendung kam, dem vom Heiligen Geist empfangenen und aus Maria geborenen Gottessohne Nährvater, Erzieher und Beschützer zu sein. Ein Mann, so geheiligt durch Gottes Gnade, daß er würdig war und würdig blieb, den Gottessohn nach Vaterrecht und viertem Gebot sich untertan zu haben — auch wenn er nicht des Kindes Vater dem Blute nach war.

Neben St. Joseph steht als Mutter der Familie Maria, die allergrößte aller erlösten Menschenkinder an Heiligkeit und Gottesfülle. St. Joseph hatte ein Leben geführt, so fromm und so gottesfürchtig, daß er mit den Jahren heilig wurde. Maria, sein jungfräuliches Weib, ist nicht heilig ‚geworden‘: Im Mutterleibe schon geschahen gro=

ße Dinge an ihr. Behütet von Gott von der Erbsünde und von aller zur Erbsünde gehörenden Unheiligkeit, so behütet, daß der Flecken der Gnadenlosigkeit erst gar nicht ihre Seele berühren konnte, war sie von ihrer Mutter empfangen. Frei von aller Schuld, geschmückt mit der Fülle alles Gnadenglanzes, trat sie ins Dasein.

Und als Kind der Heiligen Familie sehen wir den Sohn Gottes, Gott von Gott, Mensch vom Fleische Mariens, empfangen nicht vom Manne sondern vom Heiligen Geiste!

Wie in jeder Familie, so war auch im Hause Joseph's die Mutter Maria das Herz der Familie. Ja, sie war es noch viel inniger und noch viel geheimnisvoller als irgend eine andere Menschenmutter.

Jesus ward ihr als hilfloses Kind in die Arme gelegt und ihr die Aufgabe gegeben, Ihn als Mutter zu betreuen. St. Joseph wußte anfangs nichts von der göttlichen Herkunft des Kindes Mariens. Und Maria hatte deswegen tiefste Sorgen um St. Joseph zu tragen. Wie tief diese Sorgen doch in sie gegriffen haben mußten! Nach ihrer Heimkehr vom Besuch bei ihrer Base Elisabeth sah sie St. Joseph's sorgenvolle Blicke und sein stummes Leid: Du tragest ein Kind, es ist nicht mein! Du bist so fromm, so gottliebend, so rein — o Gott, sage mir, was ist mit ihr? Was ist mit Maria?

Und Gott ließ seinen Engel kommen, der St. Joseph erleuchtete. St. Joseph erkannte die Herkunft des Kindes Mariens, und sein größtes Leid wurde ihm nun zur größten Freude. Es war ihm vom Himmel gesagt, daß er auserwählt sei, Anteil zu haben am Kommen des Messias. „Und er nahm seine Gattin zu sich“, und er umgab sie mit größter Ehrfurcht und diente ihr und dem Kinde.

Gott war in seinem Hause, Gott, der große Messias, als kleines Menschenkind. Wie kann man das nur fassen? Was soll man tun, wie mit dem Gotteskind umgehen, wie sich benehmen in Seiner Gegenwart?

Solche Fragen mögen den guten heiligen Joseph anfangs wohl bedrängt haben. Doch — da war ja Maria! Sie wird schon wissen, was zu tun ist. Sie wird schon finden das Rechte! Begnadet ist ihr Herz, hochbegnadet. So soll sie denn sein und bleiben das Herz und die Seele meiner Heiligen Familie!

Maria aber war jetzt mehr denn je Magd des Herrn. Sie bediente ihr Kind und besorgte es als liebende Mutter und freute sich und betete: Er ist Dein, o ewiger Vater! Aber — Er ist auch mein! Mein Fleisch und Blut, mein Lieben und mein Schmerz — mein Alles! Bisher konntest nur Du, o Vater, zu Deinem Sohne sprechen: Mein Sohn bist Du! Jetzt kann ich mit Dir sagen zu Deinem Sohn, o Gott: Mein Kind bist Du! Er ist Dein und Er ist mein!

Und himmlisch heilig war alles in der Heiligen Familie!

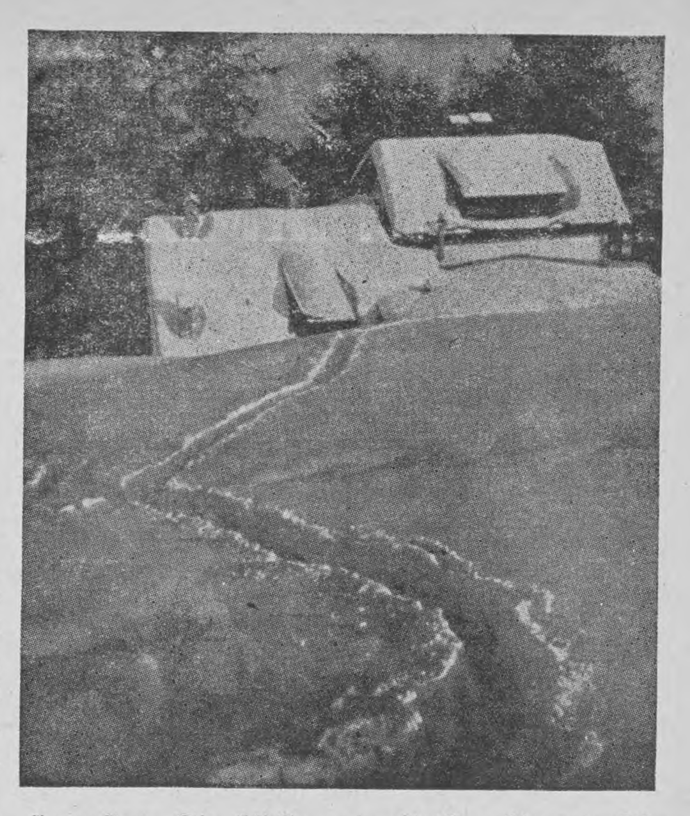
ENGELRUF

Welk war die Welt, und dunkel lag das Land,
da schwangen Engel sich im Strahlenkreise.
Ihr Ruf war laut, der Schlaf der Schläfer leise,
bald starrten staunend sie zum Himmelsbrand.
Geblendet schützten sie mit rauher Hand
die Augen, als dem zarten Kind zum Preise
die Boten sandten sie auf nahe Reise
zur Krippe hin, die arm im Stalle stand.
Und einer lief voraus, und sieh, er fand
die fromme Frau, behütet von dem Greise.
Den Knaben hat er gleich als Herrn erkannt.
Die andern nahten auch im Fellgewand,
und ihre Flöten sangen süße Weise.
Sie knieten nieder, und die Furcht verschwand.

J. K.

Begegnung in einer Christ-nacht der Nachkriegszeit

Von Marie-Amalie Freiin von Godin-München



Seit dem 8. Dezember, dem Tag der Unbefleckten Empfängnis, schneite es im Bayrischen Wald. Leise, sanft, aber ohne Unterlaß, fielen die Flocken, so daß Albert und Lina Stöbers Haus, zwischen Arber und Falkenstein, um den 20. Dezember, wenngleich nahe der großen Landstraße gelegen, von der Welt abgeschnitten wurde.

Nur auf Skiern war es noch möglich, bis Zwiesel durchzudringen, oder im Schlitten, da aber der brave, alte Schimmel von Stöber bedenklich hustete, mochten sie ihn nicht einspannen. Sie selbst, Leute in der Mitte der Dreißig, unverdrossen und abgehärtet, schnallten sich die Skier willig an. Am 23. Dezember jedoch heulte der Sturm so wild, und die Flocken fielen so dicht, daß sie auch auf Skiern das Haus nicht mehr zu verlassen wagten. Zum Glück hatten sie bereits ihre Einkäufe für das Fest erledigt, doch betrübte sie der Gedanke, daß sie auf die Mitternachtsmesse verzichten müssen; der nächtliche Weg durch den Hochwald zwischen den glitzernden Bäumen, für sie das Schönste und Beglückendste der Heiligen Nacht, wäre ohne Gefahr nicht durchzustehen, mußten sie sich sagen. Am 24. morgens legte sich der Sturm; nun aber fiel der Schnee noch dichter als zuvor, so daß schon auf zehn Schritte der Ausblick verhindert war. Die makellose weiße Decke hüllte das Stöber Haus ein bis zur Höhe der Erdgeschoßfenster; mit unsäglicher Mühe schaufelten Herr und Knecht die Haustür frei und einen schmalen Pfad bis zur Straße, sonst hätte auch die Post das einsame Haus nicht mehr erreichen können. Gegen Abend am 24. schmückten Albert und Lina gemeinsam den Christbaum; die Dämmerung fiel ein, sie arbeiteten im silbrigen Zwielicht. „Wahrhaftig, wir werden zu Hause bleiben müssen", sagte Lina; nachdem sie den Baum mit goldenem und silbernem Engelshaar umsponnen hatte, durfte sie rasten. Sie blickte zum Fenster hinaus. Ihr Mann trat an ihre Seite, auch er wollte das Wetter prüfen. Ein kräftiger, sehr aufrechter Mann, war ihm der frühere Offizier aufs erste schon anzuerkennen. „Wenn uns der Herrgott derartig einschneit, muß Er auf unseren Besuch verzichten und sich mit unserem häuslichen Gebet begnügen", erwiderte er seiner Frau und neigte sich dicht zur Fensterscheibe. Trotz schwerer Erlebnisse war er ein fröhlicher Mann, der es vermied, das Gemüt seiner Frau zu belasten. „Unglaublich", meinte er, „man sieht kaum die Straße ..." Er stockte. „Lina, schau!" schloß er betroffen, „vom Walde her stapft ein Mann eilig zu auf das Haus."

„Mein Gott! Bei diesem Wetter! Und zum größten Unglück scheint er gehetzt. Wer mag es sein?" gab die junge Frau erschrocken zur Antwort. „Er wird fallen! — nein, er hat es geschafft!"

Die Frau blickte wie im Abschiednehmen auf den fertiggeschmückten Baum, das unendlich friedliche Weihnachtszimmer; sie hatte sich zutiefst gefreut, das Fest ganz allein mit dem Gatten zu feiern. „Wir werden ihn aufnehmen müssen", sagte sie langsam.

Ihr Gatte war ihr zuvorgekommen; er schlüpfte in seinen kurzen pelzgefütterten Mantel, denn nicht nur daß es schneite, die Luft war beißend kalt und schnitt die Haut wie mit Messern; er öffnete die Flurtüre und schloß die knirschende Türe zur Straße auf.

Ein breitschultriger, hochgewachsener Fremder überschritt, niedergeduckt, eilig die Schwelle. Wortlos betrat er das Weihnachtszimmer. Jetzt erst stammelte er zu Lina gewendet: „Ich komme aus Böhmen ... geflohen ..." Er keuchte noch vom Laufen, vom harten bittern Kampf mit Schnee und Eiseskälte.

Lina rückte ihm einen Polsterstuhl zurecht vor dem geschmückten Baum. Unter dem Baum war die Krippe aufgebaut: ein altertümliches, lieblichgeschnitztes Jesulein lag auf dem Stroh zwischen Ochs und Esel. Maria und Joseph beugten sich liebreich über das göttliche Kind.

Der Hausherr stand wartend neben dem Besucher, betrachtete ihn aufmerksam mit gerunzelter Stirne: „Wer ist das?" dachte er für sich, „wo habe ich diesen Mann gesehen? Sicher ich, ich kenne ihn; wie nur kenne ich ihn?"

Eine aufsteigende Erinnerung schuf ihm Unbehagen an der Schwelle des Bewußtseins: die Vorstufe jäh-quälenden Schreckens.

Der Flüchtling rang um Atem — er muß sich erklären, so mag er fühlen.

„Ich bin geflohen", kam ihm zwischen schweren Atemzügen von den Lippen. Er keuchte noch immer. „Ich ertrug es nicht länger, dies System sinnlosen Zwanges. Die Kommunisten waren mir auf den Fersen; heut oder morgen hätten sie mich verhaftet. Ich bin angezeigt, ich weiß es gewiß. Einer nach dem andern meiner Kameraden verschwand; konterrevolutionäre Umtriebe sagen sie — und man verschwindet. Ich stamme aus Eger, Schwarzbach heiße ich ..."

Diese aufgeworfenen Lippen, die zusammengewachsenen schwarzen Brauen — Algert Stöber entsann sich.

Der Fremde blickte kläglich zum Hausherrn, — und erschrak.

Albert Stöber hatte sich aufgerichtet; alle Farbe war aus seinem Antlitz gewichen; sein Mund hatte sich verhärtet. „Sie heißen Kroupka", erwiderte er langsam; jedes Wort fiel wie ein Tropfen in die plötzliche Stille: „Ich sah sie auf der Brücke südlich von Eger — 1945 — ich weiß es gewiß!"

Der andere versuchte aufzustehen, wollte sich der Türe zuwenden und knickte in die Knie, kam fast zu Fall und stöhnte. Er versuchte nicht einmal Albert Stöbers Behauptung anzustreiten.

Die Frau griff ihm rasch unter die Schultern, doch faßte sie nach ihm, wie nach etwas, was mit Grauen erfüllt.

„Mein Gott", klagte der Fremde. Die Worte stolperten ihm vom Munde.

„Über die Brücke flüchteten wir", sagte der Hausherr wie ein endgültiges Urteil. „Vor mir eine Frau, ihr Kind in den Armen. Ein Kerl rief: „Los, Kroupka!" Sie schwangen einen Prügel und trafen das Kind. Nein, Ihr Gesicht kann ich niemals vergessen. Die Frau stürzte unter ihrem Schlag, das Kind stürzte. Ihr Prügel hat das Kind an der Stirne getroffen. Es war tot; — und die Mutter schrie auf. Den Schrei höre ich immer noch. Ich lief, zog meine Frau mit mir fort. Wir entkamen, denn es war Abend, und viele flüchteten. Niemals habe ich Sie vergessen!" Draußen fiel der Schnee lautlos; sachte wuchs die Schneedecke an den Stubenfenstern empor.



Der Fremde schlug die Hände vors Antlitz: „Ich hieß damals Kroupka", flüsterte er heiser. „In einem anderen Leben. Haß hatte mich erfaßt, sinnloser Haß. Auch mir war Schweres geschehen. Mein Bruder starb im Gestapogefängnis." Jämmerlich kauerte er in den Polstern des Stuhles; er hatte die Kraft nicht mehr, die Flucht fortzusetzen, nicht die Kraft mehr zu leugnen; auch wollte er nicht leugnen — Gerechtigkeit hatte ihn eingeholt.

„Ich werde Sie unserer Behörde übergeben; ich rufe den deutschen Grenzer", sagte Stöber deutlich, verbissen. Er ging hin, drehte den Türschlüssel im Schloß, zog den Schlüssel ab, steckte ihn mit beben-

der Hand in die Tasche; er wandte sich gegen den Fernsprecher.

Die Frau aber kam ihm zuvor; auch sie bebte am ganzen Leibe; auch in ihr wollte der Zorn hochwachsen, den sie in ihrem Mann, ihrem Gefährten erspürte. Indes, sie sah auch den Christbaum, sah die Krippe, sie entsann sich, wie sie sich vorhin gegrämt hatten, weil der Schnee sie fernhielt von der Christmette, — und Zorn und Haß wurden ihr fremd. „Nein", sagte sie sehr leise. „Heute kann kein Christ einen andern ausliefern, — wie die Juden unseren Herrn auslieferten. Wer hat die größte Schuld? Heute müssen wir den Schuldigen Gott überlassen."

Der Hausherr blickte auf die Frau; sehr deutlich hatte er jedes ihrer Worte gehört. Erschütterung durchlief ihn; er wandte sich ab. „Ist heute wirklich Christnacht?" sagte er, als sei alles fraglich geworden.

Ein krankes Schluchzen wurde laut in dieser Christstube; der Fremde schluchzte; er wird vom Schluchzen geschüttelt.

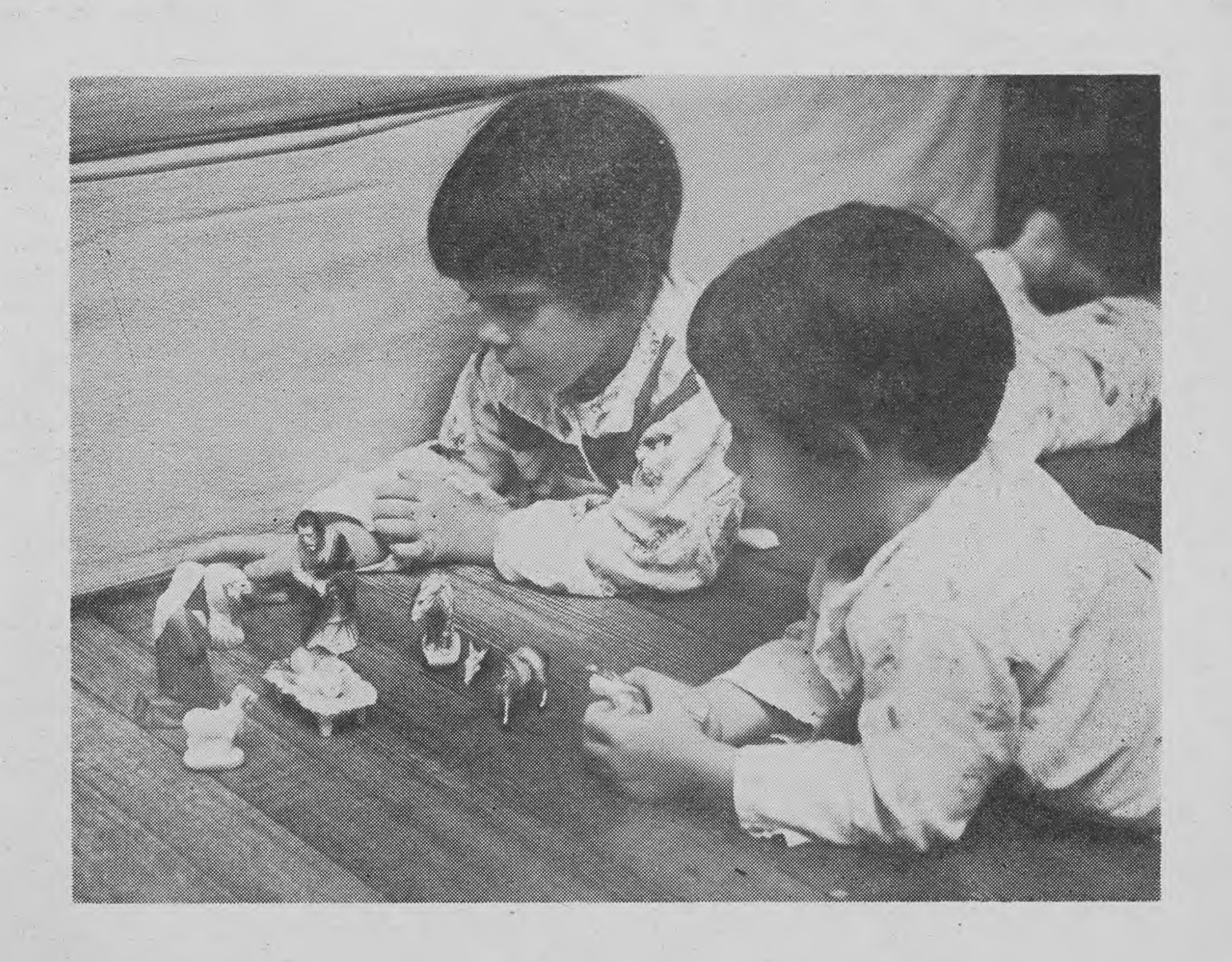
Albert Stöber starrte ihn an.

Die Frau bückte sich und entzündete die Kerze, die das Kind in der Krippe beleuchtet. Eine eindringliche Mahnung ist dies Licht vor dem Kinde, das heut in die Welt kam, alle Sünder zu erlösen.

Der Haß, der vorhin den Hausherrn gegen diesen Fremden versteinte, wandelte sich. Ist es noch Haß? Kann Haß bestehen vor dieser Krippe. . .

Die Frau, durch die spürbare Nähe der göttlichen Gnade besänftigt, kniete nieder und zog dem Flüchtling die völlig vereisten Schuhe von den Füßen. An den Strümpfen ist Blut; es sind wunde Füße.

Auch ihr Mann sah die Füße. So wund waren damals auch seine Füße — und viele Kinderfüße. Darum ist heute dieser Fremde gehetzt; schon hatte Gott die Rache übernommen. „Sie können bleiben bis morgen", sagte der Hausherr mit Mühe. Die Frau zündete alle Kerzen an am Christbaum; die Weihnachtsstube war wieder eine Stätte des Friedens.



Der drei Weisen trostlose Nacht

Sie standen vor den Toren Jerusalems und schlugen draußen auf dem Feld ihre Zelte auf.

Es war dunkle Nacht. Sie standen einander gegenüber, ratlos, und ihre Herzen waren verwirrt.

Es sprach der Älteste von ihnen, Balthasar genannt:

„Lasset uns eingehen in die Stille unserer Zelte und beten, daß unser Weg ein Ziel habe und nicht ende in Nacht und Finsternis."

Schweigend neigten sie sich voreinander und gingen, ein jeder in sein Zelt.

Es saß der Älteste, Balthasar genannt, vor dem Eingang seines Zeltes und schaute schweren Sinnens hinein in die schmerzliche Dunkelheit des Himmels. Wohin war das strahlende Licht des Sternes verloren, das sie alle drei gerufen hatte, hin zu einem neugeborenen König, von dem sie wußten: Er trägt die Sternenwelt in seinen Händen? Warum war das große Licht erloschen vor ihren Augen? Sie waren reinen Willens den endlosen Wüstenweg gewandert, glühend im Wollen, ihn anzubeten, der ihnen verkündet worden war. Und nun war Dunkelheit um sie und Dunkelheit in ihnen. War der Stern erloschen durch ihre eigene Schuld?

Balthasar sann demütigen Sinnes. Aber er wurde sich keiner Tat bewußt, die seinen Weg zum neugeborenen König befleckt hätte. Keiner Tat — aber sind nicht auch die Gedanken unrein, und seien es Gedanken des Weisen . . .? Hätte er gütiger sein müssen zu Dornat, dem Hütejungen, als er von Heimweh geschüttelt zurückverlangte? Aber er konnte den Kleinen doch nicht heimschicken; er wäre ja elend verdorben im Wüstensand. Und sie waren doch berufen, den König anzubeten. Waren sie? War der Stern nicht ein Trugbild, aus der flimmernden Luft des Orients emporgehoben an den leuchtenden Himmel? Aber das Traumbild, das ihnen allen dreien geworden war und das sie zusammengeführt hatte zu gemeinsamer Wanderung — war es nicht auch nur ein Trugbild der Seele? Mit brennenden Augen, schweren Herzens schaute der Alte in die Dunkelheit. Seine Seele flehte den Großen, den Unbekannten an um das erlösende Licht des Sternes.

Aber es blieb die Finsternis.

Da vergrub er sein Haupt in den Falten seiner Gewänder..

Es saß der, den sie Melchior, den Weisen, nannten, inmitten der Dunkelheit seines Zeltes und seines Herzens. Seine Seele trauerte um das verlorene Licht, und seine Sehnsucht nach dem, den sie suchen sollten, ward wie eine offene Wunde. Er trug sie so still wie er die Dunkelheit trug. Warum ihnen das Licht des Sternes plötzlich erlosch, er wußte es nicht. Er fragte auch nicht danach. Der, der es ihnen gab, hatte die Macht, es zu nehmen und wieder zu geben zu seiner Zeit. Der König hatte sie gerufen, sein Stern war aufgestrahlt vor ihnen. Der Wartende weiß: es kommt die Stunde, in der sie leuchtend wieder gerufen werden. Was tut es, ob diese Stunde heute kommt — ob morgen oder nach einer langen, schmerzlichen Zeit?

Die Seele des Weisen bereitet sich still auf die neue Ankunft des Lichtes vor, ihm seine Sehnsucht entgegenhaltend, die so brennend ist, daß das erloschene Licht des Sternes sich neu daran entzünden kann.

Es stand der Jüngste, Kaspar genannt, fast noch ein Knabe, vor seinem Zelte. In seinen Augen leuchtete das Licht des Sternes und überstrahlte die immer wieder aufsteigende Trostlosigkeit der jungen Seele. Nie wurde sie so verwirrt wie in dieser Nacht. Wie kam es auch, daß den Gefährten das große Licht verlorenging, das er Stunde um Stunde in hellem Glanze schauen durfte? O Wirrnis, als sein nichtverstehendes Staunen die Ratlosigkeit der anderen sah, als er auf ihre Klage: „Der Stern — wo ist er?", selig hinwies auf das leuchtende Bild. Sie hatten ihn angesehen, wie man einen Kranken anschaut, und der Älteste hatte ihm lind über Stirn und Augen gestrichen. Und als er ratlos und verängstigt entgegnen wollte, hatte er machtvoll die Stimme des Inneren gehört, die ihm Schweigen gebot. Und so schwieg er.

Aber seine Seele war bestürzt in allem Glück des Schauens. Warum durfte er sehen, was den andern verborgen blieb? War es für ihn Gebot aufzubrechen, dem Licht zu folgen ohne die Gefährten? Er wußte es nicht. Er wartete. Denn so jung seine Seele auch war, sie war weise genug, um zu wissen, daß im Warten allein die Vollendung liegt.

Aufsteigende Dämmerung kündete den neuen Tag. Da ertönte wie eine Glocke die Stimme Dorants, des Hütejungen: „Der Stern, unser Stern!"

Der drei Weisen trostlose Nacht wich dem wiederaufstrahlenden Licht des neugeborenen Königs.

Fünf Minuten Katechismus :

Eine Frage, die unruhig macht:

Wie gehst DU zur hl. Messe ?

Es ist durchaus abwegig, zu meinen, die Werke der Abtötung und der Entsagung, die man im allgemeinen Sprachgebrauch mit "Opfer" bezeichnet, könnten das Opfer des Altares ersetzen. Es ist wichtig, zu untersuchen, inwieweit sie vorbereitend einen Bezug auf das gottesdienstliche Opfer haben und die Mitfeier der heiligen Messe für uns auch verdienstlich machen. Dabei muss immer wieder gesagt werden, dass trotzdem diese "Opfer" den Besuch der heiligen Messe nicht ersetzen können.

Im grössten Augenblick der heiligen Messe, bei der heiligen Wandlung, wird das Kreuzesopfer Jesu Christi auf dem Altare gegenwärtig. Das Kreuzesopfer ist als Erlösungsopfer die völlige Selbstabtötung des Heilandes. Er hat sich selbst "entäussert" bis zur völligen Preisgabe seines Lebens. Abtötung und Selbstentsagung Christi waren die tiefsten Kräfte seiner Opfergesinnung und Hingabebereitschaft bei seinem Opfer. Die gleiche Haltung ist für uns vorausgesetzt, wenn wir sein Kreuzesopfer auf dem Altare unserer Kirche feiern.

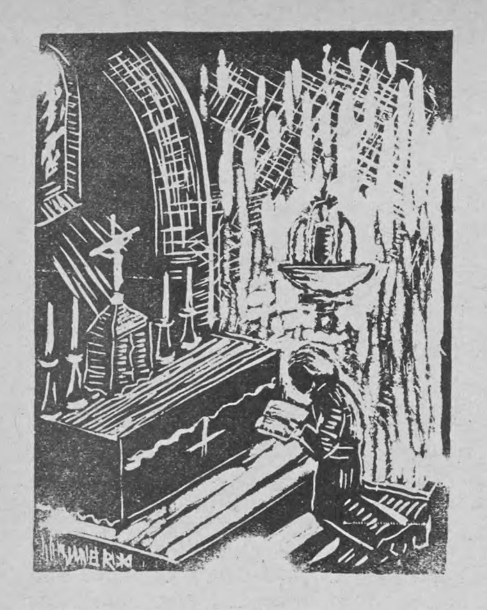
Der Tod und die Leiden Christi waren der Preis, mit dem Christus unser Heil erkauft hat. Das Heil besteht in dem Besitz der heiligmachenden Gnade und ist gefährdet durch die Sünde. Wenn wir unser Heil retten wollen und zu bewahren suchen, bedarf es der dauernden Ueberwindung aller Versuchungen und Gefahren, durch die wir unser Heil verlieren oder missachten können. Es gibt zwei Möglichkeiten, das Heil zu missachten: die Sünde und die Flucht vor Kreuz und Leid. Beides, die Sünde zu überwinden und das Kreuz zu tragen, das uns Gott zur Aufgabe unseres Lebens gegeben hat; erfordern schwere und oft harte Kämpfe. Da wir das heilige Messopfer in der rechten Gesinnung mitfeiern sollen, müssen die Werke der Abtötung und Entsagung dem heiligen Opfer vorangehen und so eine echte Opfergesinnung schaffen. Für die Verlebendigung dieser Opfergesinnung ist innerhalb der heiligen Messe ein sinnvoller Raum gegeben, da der Priester die Opfervorbereitung beginnt. Im Augenblick, wenn Brot und Wein für die heilige Wandlung bereitet werden und der Priester die Patene mit dem Brot erhebt, dass Gott die Gaben zur Verwandlung annimmt und segnet, ist die Gelegenheit für uns, unsere Opfergesinnung auszudrücken und darzustellen. Denn nicht nur Brot und Wein werden in der heiligen Messe verwandelt, sondern auch das, was wir an neuer und neuerworbener Opfergesinnung mitbringen. Alles, was wir an Ueberwindung von Sünden und an Kreuzesbejahung in die heilige Messe hineintragen, bieten wir Gott an, dass er alles das in neues Heil und in neue Heiligkeit verwandelt.

Leider hat es den Anschein, als ob dieser heilsame Gedanke im Unterricht mehr ein Stoff für die Kinder geblieben ist. Im Erwachsenenunterricht hört man davon recht wenig. Man hat sogar den Eindruck, als ob man sich davor scheut, dies Erwachsenen nahezubringen. Doch ist diese Gesinnungspflege in dem so wichtigen Ritus der heiligen Messe von einer solchen Fruchtbarkeit und Frömmigkeit, dass erst dadurch der Vollzug des heiligen Opfers im Beispiele des Heilandes am Kreuz fruchtbar und heilsam wird. Denn niemand hat die Würde zu opfern, wenn er nicht versucht, sich selbst ganz und gar als einen Teil der Opfergabe mit Christus vereinigt aufzuopfern. Es handelt sich hier nicht um einen Vergleich oder ein Anschauungsbild, das uns zu nichts verpflichtet. Die Opfergesinnungspflege hat hier an dieser Stelle der Opfervorbereitung ihren Ort. Früher war das im Anfang des Christentums sinnfälliger, da an dieser Stelle des heiligen Opfers die Gläubigen als Zeichen ihrer Opfergesinnung ihre Liebesgaben brachten und opferten. Heute müssen wir in stiller betender und betrachtender Hingabe den Opfergang mit dem Herzen feiern. Da dies nicht leicht ist, bedarf es dazu einer ständigen Uebung, die aber in ihrer Fruchtbarkeit so kostbar ist, dass keiner sie vermissen möchte, wenn er sie einmal verstanden und miterlebt hat.

Wenn wir so die heilige Messe mitfeiern, muss uns der Gedanke vorher, ehe wir die Kirche betreten schon beschäftigen: "Was kann ich heute an Werken der Opfergesinnung, an Verzichten und Entsagungen um meines Heiles willen auf die Patene des Priesters legen?" Man kann auch fragen: "Wie bin ich seit meinem letzten Besuch der heiligen Messe dem Herrn durch Ertragen des Kreuzes, durch Verzicht auf die Sünde, durch Entsagung um der Nüchstenliebe willen in der Hingabe an den himmlischen Vater Christus ähnlicher geworden?" Oder so: "Habe ich nach der letzten heiligen Messe mit ehrlichem Gewissen darum gerungen, für die heutige Messe opferwürdiger zu sein?" und so fort. Das sind Fragen, die uns ins Fleisch schneiden, Wenn sie wahrhaftig und ehrlich gestellt sind. Es sind Fragen, die uns nach dem "Ite missa est" unruhig machen müssten, die uns aneifern zu einer wahren christlichen Lebensgestaltung, die uns die heilige Messe so wesentlich machen, dass wir allmählich von all den äusserlichen Dingen des Kirchenschmuckes, des Schönen und Erbaulichen im Gottesdienst unabhängig werden, dass uns eine stille heilige Messe oder eine schlichte Gemeinschaftsmesse, wenn uns sogar an Hochfesten der Besuch des Hochamtes nicht gestattet ist, ebenso feierlich und fromm erscheint.

Eine solche Mitfeier der heiligen Messe als Ausdruck der Nachfolge Christi in seiner Opfergesinnung am Kreuz zeigt uns das Wesentliche, sie zeigt uns, dass die Erfüllung unserer sonntäglichen Messpflicht mehr ist als die Beobachtung eines kirchlichen Gesetzesparagraphen. Er lässt uns das Wesen des Christentums erkennen und vermag uns einen seelischen Durst nach der öfteren, wenn nicht täglichen heiligen Messe wach werden, der eigentlich unser ganzes Leben nicht gestillt werden kann, bis wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen. Eine solche wirkliche Mitfeier der heiligen Messe lässt uns auch erkennen, was aus uns Menschen werden kann, wenn wir das heilige Opfer als Werkzeug und Hilfsmittel für unsere Vollkommenheit und Heiligung gebrauchen um vollkommen zu werden wie unser Vater im Himmel vollkommen ist.

E. M.



Eines Pfarrers Don-Camillo Gespraech vor der Krippe

von Pfarrer H. Marx

Vorbemerkung: Wer kennt es nicht, das Buch und den Film von Don Camillo und Peppone! Der italienische Pfarrer Don Camillo berät alles mit Christus in der Kirche, und dieser muß dem Pfarrer oft den Kopf zurechtsetzen. Warum sollte nicht auch einmal ein deutscher Pfarrer sich mit Christus unterhalten, vor der Krippe! Nennen wir auch hier den Pfarrer „Don Camillo", der Name ist weltbekannt geworden.

Camillo: Herr, nun habe ich wieder die Krippe aufgebaut für Weihnachten. Ich tue das gern. Aber ich habe keine rechte Freude mehr an Weihnachten. Du mußt wissen, das ist wegen Deiner; aber die Menschen, die Menschen!

Christus: Was hast du nur wieder mit den Menschen? Gerade zu Weihnachten machen sie mir doch Freude. Seit langen Wochen steht das Wort Weihnachten in den Zeitungen, sogar besonders oft unter den Anzeigen. Auf den Straßen prangt das Wort in allen Farben. In jedem Schaufenster liest man es; sogar Engel stehen in den Fenstern. Das war noch nicht einmal so zur Zeit des heiligen Franziskus. Und in Jerusalem machten die Menschen blöde Gesichter, als die Heiligen Drei Könige von Weihnachten redeten und von meiner Ankunft. Was ist die Welt doch fromm geworden!

Camillo: Herr, du nimmst wieder alles von der guten Seite. Du meinst wohl, die Leute machten so viel Aufhebens von Weihnachten, weil sie an dich fest glaubten und tun wollten, was du sagst? Fällt ihnen nicht ein. Geh einmal in die Stadt oder auch nur in ein Dorf und halte deine Bergpredigt noch einmal! Da kannst du was erleben. Den Lautsprecher wird das nächste Warenhaus einschalten und deine Worte übertönen. Überhaupt, das ganze Predigen hilft nicht viel mehr — die Leute sind zu abgebrüht durch die Soße von Radio und Film und Tanzmusik.

Christus: Du übertreibst wieder. Wenn du in der Kirche predigst, können die Leute doch keinen Lautsprecher einschalten.

Camillo: Das würde ich ihnen auch nicht raten. Aber sie husten, und dagegen ist nicht viel zu machen; nach der Predigt hört der Husten wieder auf.

Christus: Camillo, du bist schlecht aufgelegt. So schlimm ist es nicht. Du mußt zu Weihnachten in der Predigt deinen Leuten erzählen, wie ich auf die Welt gekommen bin, um alle zu erlösen, um allen den Himmel zu öffnen. Sage ihnen das mit schönen Worten, und sie werden nicht husten.

Camillo: Ach Herr, die Leute sind heute so blasiert. Sie stehen vor der Krippe in der Kirche und flüstern: ach, wie schön! Aber staunen sie wirklich über das Wunder, das du vollbracht hast, um die Welt zu wandeln? Einen Groschen legen sie in den Opferstock, aber vergessen das Gold des tiefen Glaubens, den Weihrauch des herzwandelnden Gebets und vor allem die Myrrhe des gottvertrauenden Opfers. Und bei der Weihnachtspredigt, ach ja, da passen sie schon auf und nehmen zur Kenntnis, daß du vor 1955 Jahren ein Kind geworden bist. Ja, sie nehmen diese Botschaft zur Kenntnis, aber diese Botschaft bewirkt selten mehr den machtvollen Glauben, der durch dick und dünn für dich geht. Und wenn sie singen: „Christ, der Retter, ist da!", dann meinen sie, der Christ, müßte uns von der Angst vor den Russen befreien. Also nicht viel besser wie damals, als du vom Reiche Gottes pre-

digtest und die Juden daran dachten, du solltest ihnen helfen, die römischen Finanzämter aus dem Lande jagen.

Christus: Ja, ich weiß; aber auch du selber bist nicht ganz vom Weihnachtsgeheimnis erfaßt, sonst würdest du nicht so kleinmütig sein. Sieh mal, ich habe mich in der Welt doch durchgesetzt, damals und später; obschon man mich aus dem Lande trieb, als ich noch Kind war; denke auch an den Kindesmörder Herodes.

Camillo: Herodes? Wenn ich den unter die Finger kriegte, wehe ihm! Aber es gibt auch jetzt noch Kindesmörder genug im Lande, noch mehr Kindesmörderinnen — zu Hunderttausenden treiben sie Mord. Und man regt sich nicht viel darüber auf, während man sonst immer ruft vom Jahrhundert des Kindes und für die paar vorhandenen Kinder prunkvolle Schulen und Heime baut. Und vertreiben will man dich aus den Schulen. Weißt du denn nicht Bescheid? — — Zu Weihnachten freilich wollen sie sich die Füße ausreißen und schreiben schöne Artikel über die Kinder und dekken diese mit Geschenken zu und machen Geschäfte mit deiner heiligen Kindheit. — — Herr, wann kommst du einmal mit Stricken in der Hand, wie damals im Tempel, und säuberst den Götzentempel, den die Menschen sich selbst gebaut haben? Ich möchte dir gern dabei helfen; ich habe noch ein Stück Gummikabel in meinem Schrank hängen, weißt du, aus der Zeit nach dem Kriege, wo so viel Einbrüche in die Pfarrhäuser erfolgten. Bei mir waren sie auch einmal.

Christus: Wirf dein Gummikabel lieber weg und nimm dafür den Rosenkranz, damit kannst du mehr wirken. Meine Zeit ist noch nicht gekommen. Meine Uhr geht langsamer als deine; ich glaube, in deiner Uhr ist die Hemmung entzwei, nun rappelt sie sich zu schnell ab. Freue dich lieber über die vielen guten Menschen, die da sind. Ich meine, es gäbe in der Welt mehr Gutes als Böses.

Camillo: Herr, du mußt es ja wissen. Weißt du aber auch, was dein Stellvertreter, der Papst, zum letzten Osterfest gesagt hat? Er sagte, das Hauptübel der Zeit sei die Müdigkeit der Guten. Der Papst ist ein vornehmer Mann, er hat sich vornehm ausgedrückt; ich alter Dorfpastor würde gesagt haben: „Die Feigheit der Guten ist das Hauptübel." Da muß ich den heiligen Stephanus loben, den Diakon, der sein Fest gleich nach dem deinen hat. Der ging dran wie — Blücher, hätte ich fast gesagt, ich meinte aber wie der alte Moses in der Wüste; dieser Haudegen fegte dazwischen, als seine Leute um das goldene Kalb tanzten und Fastnacht feierten, wo sie hätten Buße tun sollen. — Könntest du mir den alten Moses nicht mal für zwei Wochen leihen? Er soll Mission halten bei uns. Gleich nach Weihnachten. Da soll es einmal krachen.

Christus: Camillo, du vergissest, daß der gute Moses im Alten Bunde lebte. Im Neuen Bunde will die Gnade die Herzen wandeln, die ich am Kreuze verdient habe. Und du als Priester sollst den Leuten die Gnade zutragen und ihnen meine Güte offenbaren. Am Weihnachtsmorgen liest du deinen Leuten die Worte des heiligen Paulus vor: „Es ist erschienen die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes. Nicht wegen der Werke der Gerechtigkeit, die wir getan, sondern nach seiner Barmherzigkeit hat er uns gerettet."

Camillo: Ich bin immer noch nicht fertig mit dem Papstworte von der Müdigkeit oder Feigheit der guten Menschen. Wenn ich dich recht verstehe, sollen wir nicht wie Moses die Leute beim Krawattl packen, sondern wir sollen ihnen in Mut und Kraft deine Liebe und Güte offenbaren in einem vorbildlichen Leben. Meinst du nicht so? Wenn die guten Leute den Mut hätten, wie Brüder und Schwestern deine Liebe nachzuleben und in Reinheit wie du zu leben, würde dann nicht manches besser?

Christus: Jetzt sind wir uns auf einmal einig. Ja, so meine ich. Leite deine Leute dazu an und lebe es ihnen vor! Habe auch du den Mut, bei dir mit manchem zu brechen, was mir nicht paßt.

Camillo: Da mußt du, Herr, mit deiner Gnade ein Übrigens tun. Denn es ist wahrhaftig schwer.



Wie schoen ist ein keusches Geschlecht

Josefina Vilaseca, ein spanisches Heldenmaedchen

von Albert Krautheimer

Den Namen Josefina Vilaseca wird man vielleicht einmal so gut kennen und so ehrfürchtig nennen wie den Namen der heiligen Maria Goretti. Denn auch dieses Kind aus Spanien hat seine Unschuld und Reinheit mit dem Zeugnis des vergossenen Blutes besiegelt.

Rasch ist das unscheinbare und kurzjährige Leben der kleinen Josefina geschildert. Am 9. März 1940 wurde sie in Horta de Avino, einem kleinen Dorf von 280 Einwohnern in der Nähe von Barcelona, geboren. Ihre Eltern Jaime Vilaseca und Antonie Alsina hatten sieben Kinder zu ernähren. Josefina war das fünfte. Das Hauswesen war nicht gerade arm, aber doch recht einfach und bescheiden. Ungeschmälert aber galten in der Familie Vilaseca die christlichen Grundsätze.

Josefina durfte am Dreifaltigkeitsfest 1949 — es war der 12. Juni — die erste heilige Kommunion in der heimatlichen Pfarrkirche empfangen. Im Frühjahr 1952 wurde das schweigsame, friedfertige und sehr geliebte Kind aus der Schule entlassen. Ihr Heimatpfarrer muß Josefina sehr geschätzt haben, denn er beauftragte sie mit der Führung der Jungmädchengruppe. Inzwischen hatten die Eltern eine Stelle für das ausgeschulte Mädchen ausfindig zu machen gesucht und es zuerst als Helferin in den Kindergarten der Heimatpfarrei, im November 1952 aber als Jungmagd auf das Gut der Frau Dolores Guardiola in Salabarnada, nahe Manresa, gegeben. Es hätte dort sein Brot verdienen können, aber im Hintergrund lauerte schon ein Mörder auf sein Opfer.

Jose Garriga Junyent, Stallknecht auf dem genannten Gut, stellte dem Kinde nach, zuerst mit plumpen Vertraulichkeiten, dann immer frecher und deutlicher. Als Josefina am 30. November ihren Sonntagsbesuch bei den Eltern machte, wollte sie nicht mehr nach Salabaranada zurückgehen. Warum nicht? „Weil Jose schlecht ist." Das Kind ahnte die Gefahr und wollte ihr aus dem Wege gehen. Aber man mochte die Gutsherrin nicht enttäuschen durch einen so kurzschlüssigen Stellenwechsel. Die Mutter Antonie redete ihrer Tochter also gut zu und meinte, vielleicht Heimweh vermutend, bald sei ja der 8. Dezember, ein Feiertag, an dem Josefina wieder zu Besuch kommen könne. Als aber der 8. Dezember kam, lag Josefina in Todesnot. Was war geschehen?

Am 4. Dezember — Barbaratag — war die Gutsherrin am Vormittag ausgegangen. Josefina war mit Jose allein in der Küche. Da begann er aufs neue mit seinen wüsten Zudringlichkeiten. Er stieß auf entschiedene Gegenwehr: „Nein, das ist Sünde." Jose begann zu drohen. Die Antwort war ein neues „Nein".

Jose zog das Messer. „Nein!" Jose näherte sich und verletzte das Kind. „Nein!" Da überwallte ihn eine sinnlose Raserei, er stach auf das wehrlose Kind ein und fügte ihm, vor allem am Halse, schwere Wunden zu. Dann wollte er sich an der Ohnmächtigen vergreifen, aber er kam nicht mehr an sein Ziel. Die heimkehrende Gutsherrin fand ihre Jungmagd in einer Blutlache. Rasch veranlaßte sie die Überführung der Schwerverletzten in das St. Josefsspital zu Manresa (wo der heilige Ignatius 1522 sein Exerzitienbüchlein geschrieben hat). Dort hatte man zuerst Hoffnung, sie zu retten. Sie erwachte aus ihrer Bewußtlosigkeit, sie verzieh alsbald dem Übeltäter, sie fand sogar ein kleines Lächeln, sie durfte für eine kurze Zeit aufstehen, sie konnte Auskunft geben über das furchtbare Geschehen, als Domvikar Don Gines Pardos sie befragte: „Wer ist es gewesen?" — „Jose der Knecht." — „Warum hat er es getan?" — „Er wollte mich zwingen, etwas Böses zu tun." — „Warum hast du es nicht getan?" — „Weil man es nicht tun darf, weil es eine Sünde ist." — „Hast du ihm das gesagt?" — „Ja, aber jedesmal, wenn ich es ihm sagte, wurde er noch wütender und tat mir noch mehr weh."

Aus diesem Geständnis geht hervor, daß Josefina Vilaseca nicht nur aus natürlichem Schamgefühl ihre Unschuld verteidigt hat, sondern aus dem klaren Gewissensentscheid: lieber sterben als eine schwere Sünde begehen! Damit hat sie das erfüllt, was das Wesen des Martyriums ausmacht: um des Glaubens willen oder zur Verteidigung einer Tugend den Tod zu erleiden.

Am Weihnachtstag 1952 trat eine Verschlimmerung im Befinden der kleinen Dulderin ein;

rasch versuchten die Ärzte, ihr Leben durch einen nochmaligen Eingriff zu erhalten. Aber wie den Unschuldigen Kindern von Bethlehem sollte es Josefina beschieden sein, „den Herrn nicht nur mit Worten sondern mit ihrem Sterben zu bekennen." Sie wurde um 13.20 Uhr von ihrem dreiwöchigen Leiden durch den Tod erlöst.

Als man das Fest der Unschuldigen Kinder einläutete, trugen die Mädchen und Jungfrauen von Horta de Avino ihre kleine Heldin zu Grabe. Am Vormittag — einem Samstag — hatte der Weihbischof von Vich in der Kathedrale von Manresa ein Pontifikalamt für das ermordete Kind zelebriert. Daran wie an der Beisetzung nahmen zahllose Menschen teil. Seither sieht das Kindergrab täglich Besucher, täglich ist es mit frischen Blumen und Kränzen geschmückt. Die Seligsprechung ist eingeleitet. So muß auch unsere Zeit bezeugen: „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze; unsterblich ist sein Andenken. Ist es gegenwärtig, so ahmt man ihm nach; entzieht es sich den Augen, so sehnt man sich danach, und ewig triumphiert es mit der Siegeskrone und trägt den Preis für die Kämpfe unbefleckter Reinheit davon" (Weish. 6, 19 und 20).

Der 24jährige Mörder Jose Garriga hat inzwischen seine Strafe angetreten: 30 Jahre Haft wegen Mord. 20 Jahre wegen Vergewaltigung. ein 12jähriges Opfer hat ihm verziehen, die Eltern des Kindes haben ihm verziehen. Möge er durch aufrichtige Reue auch das Verzeihen und die Barmherzigkeit Gottes erlangen. Vielleicht hilft ihm — wie dem Märder Alessandro der heiligen Maria Goretti — der Aufblick zu den Unschuldigen Kindern, von denen geschrieben steht: „Sie sind es, die sich rein hielten und jungfräulich geblieben sind; sie folgen dem Lamme, wohin es geht: sie sind aus den Menschen erkauft als Erstlinge für Gott und das Lamm" (Offb. 14, 4).

Der Weihnachtsfestkreis

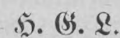
Verse für große und kleine Kinder

Das arme Christkind zittert so
in einem Bett von rauhem Stroh.
Ist dir etwas nicht genehm,
denk an den Stall von Bethlehem!
Der Feinde Schar mit Steinen scharf
den heiligen Stephanus bewarf.
Ertrag auch du von Herzen gern
so manchen Steinwurf für den Herrn!
Johannes weiht den giftigen Wein.
O laß dir das zur Warnung sein:
Beim Trinken halte Mäßigkeit
und meide jeden Zank und Streit!
Viel Kinder litten durch Herod
unschuldig Leid und Martyrtod.



Wer Christus wahrhaft folgen will,
der trägt auch Unrecht sanft und still.
Silvester schließt das ganze Jahr,
das so voll Freud und Sorgen war.
Er ist es, der uns immer mahnt:
Denk an das ewige Heimatland!
Im Namen Jesu trittst du an
des Jahres unbekannte Bahn.
Doch eh du es noch recht bedacht,
hast du die Runde schon gemacht.
Drei Könige aus fernem Land
ziehn mühsam durch den Wüstensand.
Nur der das letzte Ziel erringt,
der für sein Ziel auch Opfer bringt.

H. G. L.





Weihnachtsgaben im Mohrenland

Von Franz Hagel O.M.J. Kimberley

„Schenk' und Gaben sind Zeugen der Lieb", sagt ein altes Sprichwort. Es ist wahr, die Heilige Nacht, in der das „ewige Wort" vom Throne Gottes auf diese Welt herabstieg, ist mehr als alle andern Feste ein Tag der Gemeinschaft, insbesondere der Familie. Zu einem echten Weihnachtsfest gehören Herzen, die vor freudiger Erwartung pochen, Kindesaugen, die leuchten und strahlen vor Überraschung und Freude; nicht zuletzt arme Mitmenschen, die mit tränenfeuchten Augen das Dankeswort ersetzen, das sie nicht finden können. Kleine Aufmerksamkeiten, Überraschungen, Schenken und Beschenktwerden, Zeugen der Liebe gehören heute fast unzertrennlich zum Äußeren des Weihnachtsfestes. Da Gott so überreich beschenkt, darf der Christ nicht knausern. Ein Weihnachtsfest, ohne zu schenken oder beschenkt zu werden, wäre eigentlich ein trauriges Fest.

Weihnachten fällt in der ganzen Christenheit auf den 25. Dezember, auch hier in Afrika; aber nicht in den „kalten Winter", sondern mitten in den heißen Sommer. Dementsprechend sind hier auch unsere Weihnachtsgaben. Zur Heiligen Nacht legt uns selbst die Natur ihre ersten frischen Früchte auf den Gabentisch: prächtige, tiefblaue Pflaumen, saftige Pfirsiche und die ersten goldigen Trauben.

Unterm Christbaum

Unterm Weihnachtsbaume
schimmernd Licht bei Licht
sind wir alle Kinder.
Und wir wissen's nicht.

Haben unsere Herzen
weit sich aufgetan.
Jeder sieht sich selber
in dem andern an.

Unsere Lippen wölben
sich zum frommen Lied.
Und am Grund der Seele
lauscht und singt dann mit:

Daß der Sohn geboren
in der Krippe lag,
daß wir nicht verloren
mehr seit jenem Tag...

Von dem Christbaum oben
leuchtet hell der Stern
wie ein Lächeln droben
her von Gott dem Herrn.

Hermann Claudius



Im Protektorat Betschuanenland, in einem großen Talkessel, umsäumt von einem Kranz wilder, unfruchtbarer Berge, lebt ein kleiner Volksstamm, die Bamelete, um den Königskral in schlichter Armut und armer Schlichtheit. Hier hatte ich vor einigen Jahren zur Vorbereitung auf das Weihnachtsfest für das Missionspersonal die hl. Exerzitien zu predigen. Die Teilnehmerzahl war nicht sehr groß: fünf Schwestern von der Mission selbst und zwei Brüder von der benachbarten Mission in Khale. An Vigil vor Weihnachten schlossen wir diese Tage stiller Einkehr mit Erneuerung der Gelübde und einem von Herzen kommenden Te Deum für die Gnaden dieser Taborstunden. Die Schwestern besorgten noch die letzten Arbeiten für das nahende Fest, während die Brüder einen freien Tag hatten, an dem nur die notwendigsten Sachen erledigt wurden.

Gegen Abend, als die Sonne bereits tief im Westen stand und ein sprühend rotes Abendrot an den Himmel warf, so daß selbst Baum und Busch in rotem Widerschein aufleuchteten, saß ich mit den Brüdern auf der Veranda. Um Weihnachtsstimmung zu erwecken, plauderten wir von der alten Heimat, von den Lieben zu Hause und von den Gebräuchen im alten Vaterland. Bruder Meinrad,

der Farmer von der Nachbarmission, war, das konnte man wohl merken, nicht recht bei der Sache. Er hatte etwas vom Grübler und Denker an sich, der die Verhältnisse und Ereignisse des Alltags etwas schwerer nahm als seine Mitbrüder.

„Es wird ein schweres Weihnachten geben im ganzen Lande. Seit Monaten ist kein Tropfen Regen mehr über große Teile Südafrikas niedergegangen. Tag für Tag die gleiche Hitze; über 90 Grad Fahrenheit im Schatten."

„Dafür sind wir in Afrika; man schreibt und spricht doch immer vom ‚dunklen und heißen Afrika'", wollte ich den guten Bruder trösten.

„Ganz recht", meinte Bruder Meinrad, „aber sehen Sie einmal unsere Felder an! Der Boden ist ausgetrocknet wie gerösteter Kaffee; die Saaten gehen nicht auf. Die Wasserstellen und Brunnen versickern. Unser Damm (Teich, wo das Regenwasser gesammelt wird) ist leer wie das Portemonnaie eines Bettlers! Wo soll das noch hinführen?"

„Lieber Bruder, lassen wir uns die Weihnachtsfreude nicht durch diese Sorgen vergällen. Kommt der Tag, bring's der Tag. Beten wir nicht immer, daß der Herr seine Hand öffne und alles mit Segen erfülle zur rechten Zeit? Schauen Sie, Weihnachten steht vor der Türe. In diesen paar Stunden kann sich nicht mehr viel ändern unter dem Kreuz des Südens; jedem Tag genügt seine Plage."

Bruder Meinrad schwieg mit jenem Schweigen, das mehr Ablehnung als Zustimmung bedeutet.

„Unser Damm ist leer. Das Wasserloch im Spruit ist am Versiegen. Wo sollen wir Wasser hernehmen für unser Vieh, das immer mehr abmagert und wie Vogelscheuchen aussieht? Ich müßte nur noch einen alten Hut an die Hörner hängen . . .", murmelte der besorgte Mann vor sich hin.

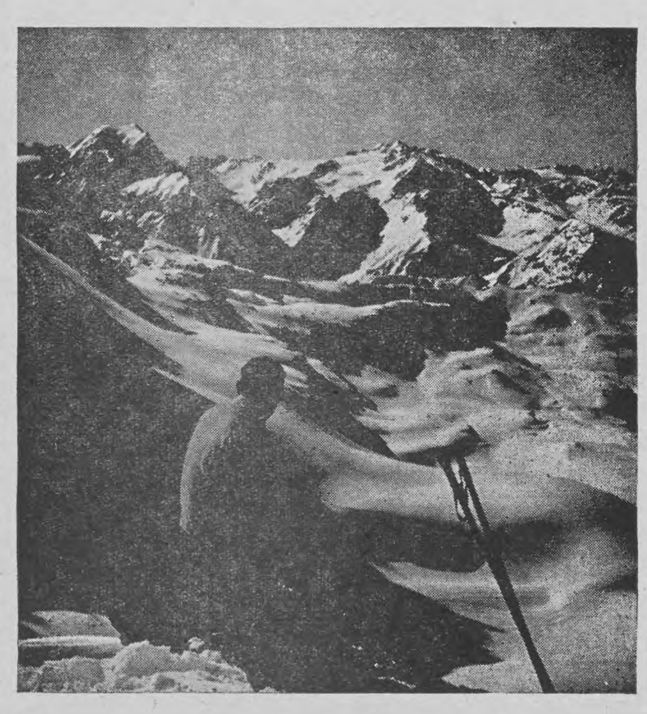
Im Grunde genommen konnte ich ihm die Sorgen nachfühlen. Es lag wirklich ein ungewöhnlich heißer und trockener Sommer über dem Lande der Betschuanen und über großen Teilen der Südafrikanischen Union. Von überallher kamen Hiobsbotschaften. In der Trnskei seien bereits hunderttausend Stück Groß- und Kleinvieh der Trockenheit zum Opfer gefallen. Im Ostkapland wurden die Züge eingeschränkt, da kein Wasser für die Dampfkessel vorhanden sei. Die Regierung habe die verschiedenen christlichen Gemeinschaften ersucht, einen Buß- und Bettag zu halten. Gott um Regen zu bitten.

„Bruder Meinrad, wissen Sie auch, wann das erste Weihnachtsfest im Betschuanenland gefeiert wurde und wie?"

„Ich vermute, vor 50 bis 60 Jahren, als die erste evangelische Mission ins Land kam", war die einsilbige Antwort.

„Ich vermute mit ziemlicher Sicherheit, noch hundert Jahre früher. Sie kennen ja die großen Burentrecks (Auswanderungen) vor etwa mehr als hundert Jahren. Es waren Christen, die es mit ihrer Religion ernst nahmen. Bibellesen gehörte zum täglichen Leben wie Pontius Pilatus ins Kredo. Sie mögen zuerst die Weihnachtsbotschaft auf ihren Lagerplätzen gelesen und die ersten Weihnachtslieder gesungen haben.

Eine dieser Wandergruppen verließ ihre bisherigen Wohnsitze im Kapland, zog über den Oranje, dann über den Vaal nach Norden ins Blaue, nein, ins Schwarze hinein. Solange sie an den Flüssen entlang wanderten und Wasser hatten, ging alles leidlich gut. Jetzt aber nahm die Kalahari sie auf und umklammerte sie mit Not und Gefahr. Wasserstellen und Wasserlöcher wurden immer seltener; wo sie nach Wasser gruben, gerieten sie meistens auf granitharte, trockene Felsen. Fanden sie Wasser, dann stampften die vor Durst rasend gewordenen Ochsen es zu schmutzigem Brei. Die Lage dieses Volkes wurde verzweifelt, als die Zugtiere eingingen und eine Beute für Hyänen und Aasgeier wurden. Überall, wo sie gingen, gaukelte ihnen eine Fata Morgana herrliche Bilder von Seen und Wäldern vor Augen. Lagerten sie an den Ausspannplätzen, dann waren sie von ganzen Rudeln wilder Hunde und Schakale umringt, deren Katzenaugen geisterhaft aus dem Dunkeln blitzten. Kinder und alte Leute starben.



Endlich, in den Weihnachtstagen, erreichten sie den Molopo, in westlicher Richtung von hier. Aber, o Schreck, der Fluß war leer. Auf dem harten Gestein im Flußbett waren auch die letzten Tropfen verdunstet. In heller Verzweiflung, in zerrissener Kleidung humpelten ein paar Frauen in den Kral des Beschuanenhäuptlings Sechele und baten um Wasser und Lebensmittel, was ihnen auch reichlich gegeben wurde. Glauben Sie, lieber Bruder, daß es jemals in der Welt eine größere und willkommenere Weihnachtsgabe gegeben hat als diese alltäglichen Dinge?"

Die Brüder schwiegen wie nach einer ergreifenden Predigt. „Wissen Sie auch, wie wir Brüder und die Schwestern hier das erste Weihnachtsfest feierten?" — „Nein, woher sollte ich auch! Bitte, erzählen Sie!"

Bruder Meinrad räusperte sich, als ob er eine Rede im Parlament halten müßte. „Es war im Jahre 1934 auf 1935, da bauten wir Brüder hier die Mission. Während der Woche kampierten wir in Zelten; nur für die Sonn- und Festtage kehrten wir nach unserer Mission Albinihill zurück. Die Gebäude waren im wesentlichen fertig; kurz vor Weihnachten kamen die ersten Schwestern. Die Mission wurde feierlich eröffnet. Weihnachten kam, aber es war so einsam; kein Mensch kam auf die Mission, da es noch keine katholische Gemeinde gab. Im Taufbuch standen die ersten fünf Namen, aber das waren Kinder, denen die Krankenschwester in Todesgefahr die Taufe gespendet hatte; sie feierten Weihnachten im Himmel. Wir brauchen zwar keine Herberge zu suchen, aber im Hause war alles noch so unfertig und arm; es war ein wirkliches Bethlehem. Wir Brüder saßen hier an derselben Stelle und warteten auf den Mitternachtsgottesdienst. Da tauchte aus dem Dunkeln ein schwarzes Gesicht auf. Ein Mann aus der unmittelbaren Nachbarschaft bat um Hilfe der Krankenschwester, da sein Weib im Sterben liege

Nach dem Mitternachtsgottesdienst, als wir uns eben zu einer kleinen Bescherung im Schwesternhaus zusammenfanden, kam Schwester Barbara, die damals die Kranken versah, mit einem ziemlich dicken Bündel zurück und verschwand im Krankenzimmer. Jetzt kam auch sie zur Bescherung und berichtete freudestrahlend: „Kommt, kommt, ich habe unser Weihnachtsgeschenk! Kommt ins Krankenzimmer!" Wir folgten. Schwester Barbara nahm eine größere Pappschachtel vom Boden und öffnete sie langsam, fast feierlich. Zwischen weichen Tüchern und Wärmeflaschen lag ein neugeborenes Negerkindchen in tiefem Schlaf.

„Es ist zu befürchten, daß das arme Würmchen



Weihnachten nicht überleben wird; es sollte gleich getauft werden", sagte Schwester Barbara. „Kommt's mit dem Leben davon, um so besser; wenn nicht, dann haben wir ein Engelchen im Himmel. Können wir uns ein größeres Weihnachtsgeschenk denken?"

Wir hatten ziemlich lange zusammengesessen; bei munterem Plaudern und Erzählen fliegen die Stunden rascher davon als aufgescheuchte Sperlinge. Den lieben langen Tag hatte keine Wolke am Himmel gestanden. Nur hie und da schwamm eine kleine Federwolke im Ätherblau wie ein Silberschwan auf dem Teich eines Schloßparkes. Jetzt aber zeigten sich Wolken über dem Bergkranz, die rasch näher zu kommen schienen. Blitze zuckten aus dem Gewölk wie aus schweren Geschützen bei einer Belagerung. Donner grollten, oft zwei und drei ineinander. Einige Hagelkörner klatschten auf das Blechdach und sprangen in großem Bogen auf den Boden. Ein Blitz fuhr in den nahen Busch, daß man für einen Augenblick ganz geblendet war. Ein Donnerkrach spaltete die Luft, so daß der Haushund erschreckt unter die Bank floh, auf der wir saßen, und in Nu stand der ganze Missionshof unter Wasser, das bei jedem Blitz aufleuchtete wie ein großer Blinkspiegel."

„Sehen Sie, lieber Bruder, der große Gott kann die stille Heilige Nacht auch anders feiern und die Ankunft des ewigen Wortes auf Erden mit Majestät und Größe umkleiden." Aber das hörte Bruder Meinrad nur noch mit halbem Ohr. Ein über das andere Mal sagte er: „Sehen Sie doch das Wasser; das ist das größte Weihnachtsgeschenk meines Lebens."

Kardinaele der Kirche

von Dr. Wilhelm Sandfuchs

"Fuer Wahrheit und Liebe"

Josef Kardinal Wendel — Erzbischof von München und Freising

Am Abend des Christkönigsfestes 1952 stand der 92. Oberhirte von Speyer auf dem Balkon seines bischöflichen Palais. Der weite Domplatz war gefüllt von Tausenden von Gläubigen. Aus allen Teilen des Bistums, von der Pfalz wie aus dem Saargebiet, waren sie an diesem Sonntag nach Speyer gefahren. Sie wollten ihrem Oberhirten Lebewohl zurufen und ihm den Segen Gottes wünschen für sein neues Amt als Nachfolger Kardinal Faulhabers in München. Ernst blickte Bischof Wendel über die Menge. Es bewegten ihn wohl ähnliche Gedanken, wie sie seine beiden unmittelbaren Vorgänger auf dem Münchener erzbischöflichen Stuhl erfüllt hatten, als sie 1909 und 1917 vor dem gleichen Weg standen: vom Kaiserdom am Rhein zur Frauenkirche an der Isar. Voller Dank nahm deshalb der scheidende Bischof das Versprechen seiner bisherigen Diözesanen entgegen, ihn auch bei seinem Wirken in München mit ihrem Gebet zu unterstützen.

Die „Hochschule, aus der die Erzbischöfe und Kardinäle von München-Freising hervorgehen" hat Papst Pius XII. wenige Monate später das Bistum Speyer genannt, als er den in das Heilige Kollegium berufenen Erzbischof Wendel zusammen mit deutschen Pilgern empfing. Der heutige Münchener Kardinal hat diese Schule in einer außergewöhnlichen Notzeit für Kirche und Volk durchlaufen und sich dabei von Anfang an in hervorragender Weise bewährt. In Blieskastel, unweit von Zweibrücken und Saarbrücken, wurde Josef Wendel am 27. Mai 1901 geboren. Wie seine beiden Vorgänger entstammt er einer Handwerkerfamilie. War Kardinal Bettinger Sohn eines Schmiedmeisters, betrieb der Vater Kardinal Faulhabers eine Bäckerei, so kam Kardinal Wendel als Kind eines Schneidermeisters zur Welt. Schon als Volksschüler diente er dem Ortspfarrer bei der heiligen Messe. Früh bereits ersehnte er sich das Priestertum als Lebensberuf. Sich solchen Zieles durch strebsames Studium würdig zu erweisen, wurde der Schüler 1911 durch den damaligen Speyerer Bischof Faulhaber ermahnt, als er dem Oberhirten bei einem Firmungsaufenthalt in Blieskastel vorgestellt wurde.

Die harten Kriegs- und Nachkriegsjahre 1916–1921 erlebte Josef Wendel als Gymnasiast im Bischöflichen Konvikt Speyer mit. Als einer der ersten deutschen Theologen nach Beendigung des Weltkrieges kam er an das Collegium Germanicum nach Rom. Am Mittelpunkt der katholischen Kirche erwarb sich der Pfälzer Germaniker, wie so viele deutsche Studierende vor und nach ihm, in der Gemeinschaft Gleichgesinnter Wissen und Glaubensfestikeit. „Der Germaniker", so bekannte der Münchener Erzbischof im Oktober 1952 bei der 400-Jahrfeier des Germanikums, „ist kein besserer Priester als sein Mitbruder, der in der Heimat den Weg zum Priestertum zurückgelegt hat. Aber wo könnte der Glaube besser gelehrt werden als in Rom, wo immer ein klares Ja und ein klares Nein gesprochen wird? Wo könnte das ‚sentire cum ecclesia' tiefer empfunden werden als in Rom?" Als Krönung seines langjährigen Aufenthaltes in der Stadt empfing Josef Wendel am Christkönigsfest 1927 durch Kardinal Pompili die Priesterweihe. Seine wissenschaftliche Ausbildung schloß er mit dem zweifachen Doktor der Theologie und Philosophie ab, um dann 1928 in das Heimatbistum zurückzukehren.

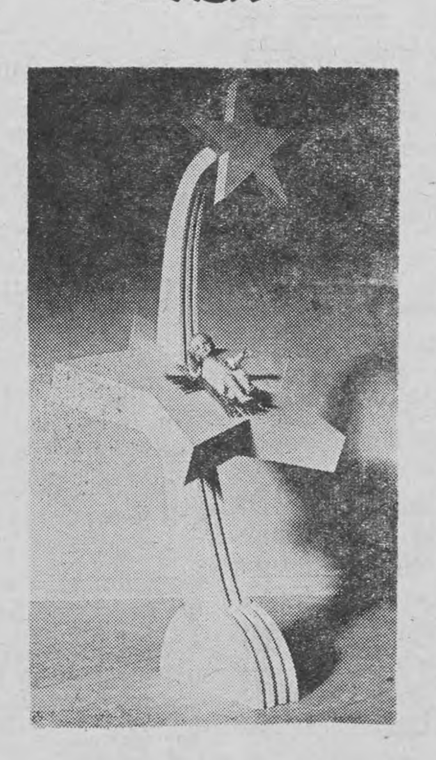
Bischof Ludwig Sebastian wies den jungen Vikar Wendel der Pfarrei St. Martin in Kaiserslautern zu. Hier in der pfälzischen Industriestadt sollte er sich nach den Jahren des Studiums in die praktische Seelsorge einarbeiten. Kaum aber war ein Jahr vorüber, da rief der Bischof ihn nach Speyer. Er vertraute ihm die Leitung des Bischöflichen Studentenheimes St. Josef an, eines Schülerheimes, in dem Studierende der höheren Lehranstalten Wohnung und Betreuung finden. Sowohl als Direktor dieses Hauses als auch als Religionslehrer am Gymnasium wußte sich Dr. Wendel rasch Zugang zu den Schülern zu verschaffen. Immer mehr wuchs der Direktor von St. Josef auch in eine andere priester-

liche Aufgabe hinein: die Überwindung der Not durch die Caritas. Anfang 1938 übergab ihm der Bischof bereits die Leitung des Caritasverbandes der Diözese. Was dies bei dem Frontalangriff des damaligen Staates gegen alle caritativen kirchlichen Einrichtungen an Arbeit und Verhandlungen bedeutete, welcher Weitblick und wieviel Klugheit notwendig waren, um alle Anschläge zu vereiteln und um den Fortbestand der caritativen Anstalten zu sichern, ist heute kaum mehr zu ermessen. Direktor Dr. Wendel wußte sich durchzusetzen. Unter seiner Leitung legte die Caritas der Diözese immer neue Proben ihrer Hilfsbereitschaft ab, als der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges Zehntausende von Diözesanen zum Verlassen ihrer Grenzland-Heimat zwang.

Der Diözese Speyer war Dr. Josef Wendel wohl bekannt, als er am 4. April 1941 durch den Heiligen Vater zum Titularbischof von Lebessus und zum Koadjutor des 80-jährigen Oberhirten Dr. Ludwig Sebastian ernannt wurde. Tiefbewegt dankte der Speyerer Bischof dem Papst für die Vorsorge, daß nach seinem Ableben das Bistum von einem Oberhirten „ohne Unterbrechung weiterregiert wird, der unserer Heimat entstammt, der jetzt schon ob seines unausgesetzten Eifers, seines gesegneten Wirkens die allgemeinste Verehrung genießt, der allen Erbauung und Trost ist."

Mitten in Kriegsnot und Kirchenkampf, am Peter- und Paulstag 1941, erteilte Dr. Ludwig Sebastian seinem kommenden Nachfolger die bischöfliche Weihe. Der Koadjutor war damals erst vierzig Jahre alt. In welcher Weise er sein Hirtenamt auszuüben sich vornahm, bekundete er in dem damals mehr denn je zeitgemäßen Wahlspruch: „Veritati et caritati" — „Für Wahrheit und Liebe."

Nur kurze Zeit konnte Dr. Wendel dem Oberhirten helfend zur Seite stehen. Am 20. Mai 1943 wurde Bischof Ludwig Sebastian in die Ewigkeit gerufen. Am gleichen Tag übernahm der bisherige Koadjutor die Leitung der Diözese. Sie zählte damals rund 500 000 Katholiken. Die Inthronisation als 92. Oberhirte des Bistums Speyer erfolgte am 4. Juli 1943. Als er, Monate später, ins bischöfliche Palais umsiedelte, zog mit ihm eine ausgebombte, zehnköpfige Familie aus Ludwigshafen ein. Immer näher kamen Luftkrieg und Hauptkampflinie. Immer größere Opfer an Menschen und Gut erforderten die Kämpfe. Kirchen und Wohnhäuser fielen Bomben und Artilleriebeschuß zum Opfer. Der Flüchtlingsstrom schwoll an. Kaum waren die Kampfhandlungen eingestellt, da begann der Bischof von Seyer mit dem Neuaufbau. Aus eigenem Erleben kannte er die Not in den ausgebombten Städten und zerstörten Dörfern wie in den Kriegsgefangenenlagern der Pfalz. Mit allen erdenklichen Mitteln suchte er sie zu steuern. In Wort und Tat wurde er seinen Diözesanen Ratgeber und Helfer. Neben den Sorgen um den materiellen Wiederaufbau von Gotteshäusern und Familienheimen stand sein unablässiges Mühen um die geistige Überwindung des Zusammenbruchs von 1945. Bischof Dr. Wendel erlag nicht der Gefahr, sich mit der Restauration des Alten im kirchlichen Leben zu begnügen. Sein Wollen ging dahin, den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, neue Wege in der Seelsorge und im Laienapostolat zu beschreiten. Immer wieder wies er auf diese Notwendigkeit hin — in seinen Predigten vor Tausenden, in seinen Ansprachen im Rundfunk wie im vertraulichen Gespräch bei Konferenzen und bei seine Fahrten durch die Diözese. „Wahrheit" und „Liebe" zu verkünden und vorzuleben, galt sein stetes Bemühen als Bischof von Speyer.



Da erreichte ihn im Sommer 1952 der Ruf des Heiligen Vaters, das Erbe Kardinal Faulhabers als Erzbischof von München und Freising zu übernehmen. Vergebens versuchte er, wie der Papst in der Ansprache im Januar 1953 bestätigte, sich diesem Amt zu entziehen. Auf besonderen Wunsch des Statthalters Christi jedoch nahm er die große Aufgabe an, Oberhirte der viermal so großen Erzdiözese München-Freising zu sein. Am 9. November 1952 führte ihn der Apostolische Nuntius zur feierlichen Inthronisation in die Münchener Frauenkirche. Schon im Januar-Konsistorium 1953 empfing er in St. Peter den roten Hut des römischen Kardinals.

Aus der Weih-nachts-botschaft des Papstes von 1952



Gegen die Vermassung und Entseelung des Menschen

Das soziale Leben kann nicht aufgebaut werden, wie man eine Maschine konstruiert. . . Die schöpferische Weisheit Gottes hat also mit der unpersönlichen Einheit dieses Systems, das die menschliche Persönlichkeit beeinträchtigt, nichts zu tun. Es ist bedauerlich, daß in gar zu vielen Ländern der Staat zu einer mammuthaften Verwaltungsmaschiene geworden ist, die das Leben in allen Belagen mit Beschlag belegt. So wird eine unpersönliche Atmosphäre geschaffen, und was wunder, wenn in den Gewissen dieser Menschen der Staat mehr und mehr seinen Charakter als moralische Gemeinschaft verliert.

Man versucht, die Gewissen zu mechanisieren. Das Leben ist nun aber einmal keine Tabellenangelegenheit. Es wäre ein grundlegender Irrtum, wollte man die Schuld für die gegenwärtigen Schwierigkeiten, mit denen wir so stark zu kämpfen haben, einfach auf die Naturgesetze abwälzen, während sie in der mangelnden Solidarität der Menschen und Völker ihren Ursprung haben. In das Kapitel dieses Gewissenszwangs gehört auch, was man alles auf dem Gebiet der Kindererziehung reglementieren will. Gewissenszwang ist es ferner, wenn es von einer Parteizugehörigkeit abhängt, ob man einen Arbeitsplatz bekommt, oder nicht. Die Gewerkschaften haben hier eine große Aufgabe: der Mensch ist immer der Träger ihrer Forderungen und nicht deren Gegenstand!

Auch in der sogenannten „Freien Welt" erfolgt zunächst durch den „Kalten Krieg" eine Ausrichtung der sozialen Wechselbeziehungen, die die Freiheit beschränken. In einem anderen Teil der Welt ging diese Entwicklung sogar bis zu deren völliger Vernichtung.

Die zum Himmel schreienden Unterschiede zwischen den einzelnen Menschen wie zwischen den Völkern müssen verschwinden. Nicht Drohung und Zwang sind vonnöten, sondern der Apell ans Gewissen. Gerade auf diesem Gebiet kann die öffentliche Gewalt einen großen Beitrag leisten, indem sie z. B. Arbeitslosen durch Arbeitsbeschaffungspläne das tägliche Brot verschafft und im internationalen Bereich die Arbeit besser untereinander verteilt wird. Die krassen Unterschiede der Lebenshaltung der Völker müssen ausgeglichen werden. Eine rein mechanische Organisation kann nun einmal diese Übelstände nicht beheben. Wie gesagt: menschliche Gemeinschaft ist keine Maschine und man soll sie auch nicht — selbst nicht im wirtschaftlichen Bereich — zu einer Maschine herabwürdigen. Im Gegenteil! Man muß den Beitrag der menschlichen Person sogar sehr hoch einschätzen — auch in der Eigenständigkeit ganzer Völker — und sie als wertvollen Antrieb benützen. Was not tut, das ist die erwähnte Solidarität und eine bessere Verteilung der Arbeit.

Verleumdet

Alle Welt im Städtchen kannte ihn. Eine hohe, müde Gestalt.

„Das ist der Herr Lehrer!" — so lautete die Antwort jedes Kindes, das gefragt wurde. — Konnte es überhaupt noch Menschen geben, die den „Herrn Lehrer nicht kannten?

Wer ihn beobachtete, konnte nichts anderes an dem alten Herrn entdecken. Wer ihn anredete, erhielt freundliche Antwort. Wer ihm aber ins Gesicht schaute, der verspürte ein seltsames Gefühl der Beklemmung: der Mann hatte verweinte Augen, und um seinen Mund zog sich ein tiefer Graben voll Kummer und Leid.

Warum?

Wenn im Frühling der Föhn durch die Berge jagt, dann dringt sein Hauch in das gefrorene Gestein, reißt und rüttelt daran, bis die Felsstücke sich lösen und zu Tale sausen. — Wehe dem Tiere, wehe der Hütte, die von den Steinmassen getroffen werden!

Vor zwölf Jahren war es gewesen, daß so ein Felsblock sich auf Verstand und Gemüt des „Herrn Lehrer" gestürzt hatte. Er tobte nicht in seiner geistigen Umnachtung, er raste nicht, er schrie nicht . . . aber er weinte. — Er weinte still vor sich hin, wenn er vor seinem Häuschen saß; er weinte, wenn er durch die engen Gassen des mittelalterlichen Städtchens ging; er weinte, wenn er auf den großen Platz vor dem Schulhaus trat. Dort hielt er regelmäßig einige Augenblicke inne, fuhr mit der Hand über die Stirne, als verscheuche er einen bösen Gedanken, seufzte tief . . . .

„Der Fluch der bösen Tat! Der muß büßen für einen Fehltritt!" — so raunten sich die Frauen am Brunnen zu, wenn sie den Herrn Lehrer auf den Schulplatz treten, dort ein wenig verharren und dann wieder umkehren sahen. — „Das böse Gewissen treibt ihn. Wie hart der Herrgott doch strafen kann."

—

Fünfzehn Jahre lang schon war er an der Fortbildungsschule des Städtchens tätig gewesen.

Ein Ehrenmann vom Kopf bis zur Sohle.

„Mein bester Pfarrhelfer" — so stellte der Ortsgeistliche ihn gerne etwaigen Besuchern vor.

Er besaß das vollste Vertrauen der Eltern. Daß er auf Zucht und Ordnung hielt, hob noch sein Ansehen bei allen Rechtsgesinnten. Er selbst äußerte sich oftmals darüber vor den langen Reihen seiner Fortbildungsschüler:

„Ich handle nach dem Grundsatz:

‚Wie eine Mutter so zart,
Und wie Diamantgestein so hart.'

So muß mit der Jugend verfahren werden. Jetzt seid ihr noch jung, jetzt könnt ihr die bösen Triebe in eurem Innern noch ausbrechen. In einigen Jahren wird es zu spät sein . . . und ich will nicht, daß ihr mir die Schuld an einem verpfuschten Leben zuschiebet!"

Der Dank, wie die Welt ihn spendet, blieb dem trefflichen Manne nicht erspart.

Hast du schon einen Nachtfalter beobachtet? Er taucht hier auf, taucht dort auf, ist hinter dir, gaukelt vor deinen Augen, schwirrt um das Licht: ein buntes unruhiges Spiel.

So sprang nach den Herbstferien, vor zwölf Jahren, ein böses Gerücht durch das Städtchen, von einer Tür zur andern, von einem Brunnen zum andern: „Der Herr Lehrer, dieser Ehrenmann . . . drei Mädchen . . . Verführung . . ."

„Nicht möglich!" —so taten die meisten den Lug ab. Aber das Gerücht wurde immer stärker, immer dreister, immer frecher, so daß manche, auch unter den Besten, sich betroffen fragten: „Hat der Wolf sich bisher in Schafskleidern versteckt gehalten? Trau, schau, wem! . . . Auch die Vierzigerjahre schützen vor Torheit nicht."

Da das Gerücht sich hartnäkkig behauptete und die Namen der drei „Opfer" genannt wurden, kam es zu einer Vorladung vor den Schulvorstand. Als der scheinbar nichtsahnende Lehrer den Saal betrat und die drei Mädchen, die trotzig auf ihrer Anklage beharrten, sah, da blieb er einen Augenblick wie versteinert stehen. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne:

„Ihr drei also! — O mein Gott!"

So stammelte er, verbarg sein Gesicht in seine Hände und schluchzte laut auf.

Gottesgericht? Kein Wort hatte er zu seiner Verteidigung sagen können; denn mit einem Schlag hatte sich der Schleier der Umnachtung auf seinen Geist gelegt.

Seit jenen Tagen weint er. — Keiner, der seither in seine Augen geblickt hat, ohne die zwei großen Tränen dort zu sehen, die wie matte Perlen schimmerten.

—

„Herr Doktor, rufen Sie mir den Pfarrer! Ich ertrag es nicht mehr! Ich will nicht so sterben.

Mein Kind soll leben! Aber bitte schnell, schnell!“

So stöhnt und fleht die junge Frau im Spital. Sie erwartet ihr erstes Kind. — Der Arzt schüttelt bedenklich den Kopf.

Die Frau ist furchbar aufgeregt. Man merkt es ihr an, daß eine vergiftete Wunde in ihrer Seele sitzt, die mehr an ihr zehrt als die körperlichen Schmerzen.

Der Geistliche kommt.

„Herr Pfarrer, ich weiß, daß ich sterben muß, wie die zwei andern. Wir müssen unsere Schuld bezahlen. Aber mein Kind soll leben! — Versprechen Sie mir, daß es nie erfahren soll, wie schlecht seine Mutter gewesen ist.

Ich will gutmachen. — Führen Sie mir die Hand; ich unterschreibe den Widerruf, den ich schon vor drei Wochen aufgesetzt habe. Damals bekam ich die Todesnachricht von Olga; sie ist an ihrem ersten Kind und schrecklichen Schmerzen verblutet . . . Vor knapp einem Jahre ist auch Lina begraben worden, samt ihrem Kind.

Olga, Lina und ich: Sie wissen doch, Herr Pfarrer, daß wir drei den Lehrer verklagt haben? Nichts, gar nichts ist wahr gewesen an der Verleumdung. Wir wollten uns rächen und der Strafe zuvorkommen . . . Nach einer Turnstunde hatte uns der Lehrer mit liederlichen Burschen ertappt. Er drohte, bei einem Rückfall unsere Eltern zu verständigen.

Es kam noch einmal vor, und wir wußten, daß der Lehrer Wort halten würde. — Da rieten uns die Verführer, einfach den Spieß umzudrehen und den Lehrer selber zu verklagen . . . was wir, traurige Geschöpfe, auch getan haben!

Jetzt straft uns der Herrgott. Olga und Lina schon tot . . . Ich muß auch sterben. — Ich habe seit jenen zwei Todesfällen keinen frohen Tag mehr gehabt . . . Oh, wie schlecht haben wir gehandelt!“

Als der Geistliche das Spital verließ, nach einer guten Stunde, da dankte er dem Herrgott aus innerstem Herzen dafür, daß er einer armen Verirrten den Weg zum Frieden nicht verschlossen hatte . . . und daß der gute Ruf eines Verleumdeten wieder hergestellt werden würde. — Ja:

Gottes Mühlen mahlen langsam,
Langsam, aber trefflich fein;
Was durch Langmut er versäumet,
Holet er durch Strenge ein.



Singet es im Harren der Frühe, singet es leise, leise ins finstere Ohr der Welt! ☆
Singet es auf den Knien, singet es wie unter Schleiern, singet es, wie Frauen in der Hoffnung singen: ☆
Denn zart ward, der da stark ist, klein ward der Unendliche, hold ward der Gewaltige, demütig ward der Erhabene. ☆
Raum hat er in der Kammer einer Jungfrau: auf ihrem Schoße wird sein Thron sein — Lob genug ist ihm ein Wiegenlied! ☆
Siehe, die Tage wollen nicht mehr aufstehen vor Andacht, und die Nächte der Erde sind dunkel geworden vor tiefer Ehrfurcht: ☆
Ich will Lichter anzünden, o Seele, ich will Freude anzünden an allen Enden deiner Menschheit: ☆
☆ **Sei gegrüßt, die da trägt den Herrn!** ☆



Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

Er aber war ganz von der Melodie ergriffen. Verzückt blickte er auf Ev. Es sah nun aus, als wäre sie doch ein weniges größer als Christoph. Doch das kam vielleicht nur davon, daß sie noch schlanker war, noch zierlicher und eben ein Mädchen. Wie sie so stand und lauschte, mußte Christoph an die Rehe denken, die abends immer aus dem Tschanwalde auf die Wiese traten und, halb Staunen, halb Schrecken, mit großen Augen in die Welt blickten.

„Was du da spielst, Christoph, habe ich gefragt."
Da setzte er, wie der alte Felmas tat, mit einem großen, weitausholenden Schwung den Bogen ab und sprach in den Stille hinein:
„Nous shon pa bel plan" —
„Was ist das?"
„Still, Ev!" sagte Christoph und hielt den Finger an den Mund.
„Ist das, wie deine Mutter spricht?"
„Still."
„Doch, Christoph! Sag es noch einmal. Es klingt nicht deutsch, nicht italienisch, so als käme es von weit, weit her."
Da sprach er ihr, Wort für Wort, noch einmal das Lied vor. Doch sie konnte nur den Klang behalten, die Worte nicht.
Hatt es dein Vater verboten?"
„Sag nichts davon, Ev!"
Die Schatten der Lärchen wuchsen. Die Sonne stand über dem Ritten. Es wurde kühl. Die Dohlen flogen vom Grundacker, der frisch gebaut war, heim in den Tschanwald hinauf.

Ev setzte sich an der großen Lärche nieder und griff in den Ranzen hinein, den sie über der Schulter trug. Salzsteine lagen darin, große, rote Brokken, und noch ein anderes, was Christoph nicht sogleich erkennen konnte.
„Du mußt mir helfen", sagte sie und lächelte verlegen, es will nicht mehr spielen!"
„Hat es denn gespielt?" sagte Christoph und sah, daß es ein Kästchen war, zierlich aus poliertem, dunklem Holz.

Christoph nahm das Kästchen behutsam in seine Hände.

„Es ist von meiner Urahne", sagte Ev, „die in Brixen Wirtin war beim ‚Elefanten' und einmal dem Kaiser selbst, da er mit sechs Schimmeln vorbeigefahren kam, den Wein kredenzt hat. Da gab er ihr dies Kästchen zum Dank. Damals, das mußt du wissen, war der Kaiser noch jung und meine Urahne auch. Sie war die schönste Frau im Lande."

„Ich glaube es", sagte Christoph und öffnete das Kästchen.

Nichts das nach Musik ausgesehen hätte. Eine Walze nur aus Messing, mit feinen Zähnchen daran, und etwas, das wie ein kleiner goldener Kamm war.

Als Christoph mit den Fingern darüber fuhr, gab es einen leisen Ton, „wie wenn Engel durch den Wald fliegen", sagte Ev. Christoph schüttelte das Kästchen aus. Da fielen ihm ein paar Schräubchen in die Hand.

„Ich muß mit Lukas sprechen", sagte er, „vielleicht kann er helfen."

„Ja", nickte Ev, „der Lukas kann alles!"

„Mein Lieber, und jetzt hat der Lukas einen Butterkübel gemacht, weißt du, der viel schneller läuft als der alte, das sagt auch unsere Jungdirn. Sie will nur den vom Lukas noch nehmen. Auch gerät die Butter besser damit, ja, das sagt sie!"

„Ist das des Mutzen schwarze Lies?" fragte Ev.

„Ja, die! Aber sie taugt nicht viel, sagt die Mutter."

Christoph schob das Kästchen in seinen Ranzen. „Lukas wird es schon zum Spielen bringen. Aber ich, ich könnte dir, was es gespielt hat, auf der Geige spielen, je?"

Ev sprang auf, stellte sich auf die Zehen und trällerte ihr Liedchen:

„Singt leise, leise, leise,
singt ein flüsternd Wiegenlied;
von dem Monde lernt die Weise,
der so still am Himmel zieht. —
Singt ein Lied so süß gelinde,
wie die Quellen auf den Kieseln,
wie die Bienen um die Linde
summen, murmeln, flüstern, rieseln."

Christoph spielte das Liedchen auf seiner Geige mit, dann sagte er, die Geige absetzend:

„Weißt du was? Jetzt gehen wir hinauf ins Surlay."

Wie die kleine fröhliche Ev da erschrak!

„Nur ein Stück weit, nicht bis zur ‚großen Stube'. Dort klingt die Geige viel schöner. Wenn du dich fürchtest, rufe ich alle Vögel aus dem Lärchenwald herbei!"

„Glaubst du, die Vögel folgen dir und fliegen ins Surlay?"

„Natürlich! Wie oft habe ich sie schon gerufen!"

„Und was tun wir mit den Schafen? Bald wird es Abend."

„Die rufe ich auch!"

Christoph sprang durch die hohen Stämme höher hinan. Schon brauste der Tschanwald ganz nahe. Bei den letzten Fichten ragten, unvermittelt, gewaltige Felsen auf wie Mauern einer verlassenen Burg. Das Wasser troff daran nieder, Moos ging über die Wände. Kalt drang es ihnen entgegen. Ev schauderte. „Was rauscht da so, Christoph?"

„Das ist der Tschoibach." Christoph sagte es so ruhig, als er nur vermochte, obwohl ihm das Herz bis zum Halse schlug. „Er hat sich einen eigenen Weg durchs Surlay suchen müssen. Im Dorfe heißt es, der Tschoi sei nichts anders als der Hausbrunnen des letzten Bauers von Surlay, denn auch das Wasser sei in den Zauber gekommen."

Christoph bog die hohen Farnstauden zurück, die ihm bis zum Kopfe reichten. Vor den erstaunten Augen Evs öffnete sich das Zauberland von Surlay in seiner ganzen weltfernen Stille und Verlorenheit.

Erstarrt blickten beide in diese Wunderwelt. Dann stieg Christoph, von einem dämonischen Willen erfaßt, in das schmale, dunkle Felstälchen hinab, das sich kaum eine Baumlänge breit zwischen haushohen Wänden vor ihnen auftat. Dunkel lagen die Schatten.

Ev hielt Christoph erschrocken am Arm zurück: „Bleib . . . ist es wahr, was die Leute im Dorfe von Surlay erzählen?" fragte sie mit angehaltenem Atem, „ich kann es nicht glauben, daß ein Mensch so grausam gegen seinen eigenen Vater handeln kann."

„Doch", erwiderte Christoph bestimmt, „das gibt es; denn wenn es nicht wahr wäre, warum hätte Gott diesen Frevel so furchtbar gestraft? Ev, es war so: Einmal stand hier das Haus, hier der Garten, dort lagen die Felder, Surlay war viel größer und reicher als Fioll. Alles, was die Menschen für ihr Leben brauchten, war ihnen gegeben. Und doch! Es fehlte das Erste, das Gott von ihnen verlangt hatte, das Wichtigste: die Liebe zueinander! Die Menschen auf Surlay liebten einander nicht. Nur Haß und Neid waren in ihren Herzen. Dann geschah das Furchtbare, daß der Sohn die Axt erhob und den eigenen Vater erschlug."

„Christoph, ich fürchte mich", flüsterte Ev. Er spürte den warmen Hauch ihres Atems an seiner

Wange.

„Da löste Gott oben an der hohen Wand, die über dem Tschanwalde aufragt, die Felsen, mit denen er Surlay zur Strafe vernichten wollte. Es war bloß so, daß Gott mit einem Finger seiner Hand über den Berg fuhr. Da wurde alles was auf Surlay lebte, erschlagen, verschüttet das Haus, tief unter den Felsen lagen nun Wiese und Flur. Kein Leben mehr, kein Atem. Nur der Wasserfall bahnte sich einen Weg. Jetzt heißt er der Tschoi!"

„Schrecklich, Christoph", flüsterte Ev, „schrecklich."

So eng wurde nun die Schlucht, daß der Himmel nicht mehr zu sehen war. Finster war es, als wäre es schon Nacht.

„Bück dich, Ev", rief Christoph zurück, „wir sind am Tor!"

Damit kroch er durch ein großes Felsenloch, das sich seitüber an der Wand öffnete. Ev griff nach seiner Hand. Christoph ging so sicher, als wäre er hier daheim, einen langen, niederen Gang vor. Ev wollte umkehren, aber Christoph lachte sie aus. Dumpf halten seine Schritte. Der letzte Schimmer des Lichtes spiegelte an den nassen Wänden wieder. Dann klangen die Schritte mit einem Male heller. Es mußte ein großer Raum sein, in den sie nun eingetreten waren.

„Die Stube", sagte Christoph.

Rauh klang seine Stimme von den Wänden wider. Irgend wo tropfte Wasser hernieder, gleichmäßig, Tropfen um Tropfen.

„Hörst du? Das ist die Surlayer Uhr", flüsterte Christoph, „sie schlägt immer. Doch sie zeigt keine Stunde mehr!"

Er kauerte sich auf einen Stein nieder. Ev schmiegte sich eng an ihn. So finster war es, daß sie kaum noch sein Antlitz sehen konnte.

„Wie du zitterst! Warte, Ev! Jetzt rufe ich dir die Vögel herbei! Dann wirst du dich nicht mehr fürchten."

Christoph setzte die Geige an das Kinn.

Da krachte es plötzlich im Berge, übermächtig, als bewegte der Fels sich. Bis ins Herz drang es den Kindern, schaurig und wild. Irgendwo mußte sich ein Felsblock gelöst haben und niedergestürzt sein.

Totenstill wurde es nun. Nur die Zeit tropfte nieder, unaufhaltsam, als müsse sie die letzten Schläge des Herzens zählen. Aus der Tiefe des Grundes brodelte es wie von fernen unterdrückten Donnern, das machte die Stille noch unheimlicher und die Düsterheit des Ortes noch düsterer.

Voll Entsetzen klammerte sich Ev an Christoph. Fragen wollte sie, was dies bedeute. Doch die Stimme versagte ihr.

„Es ist wegen meines Vaters!" sagte Christoph mit der letzten Kraft. Ev verstand ihn nicht. Sie versuchte aufzustehen:

„Ich will fort, Christoph, ich fürchte mich!" rief sie und taumelte gegen die Wand.

Da stand auch Christoph auf. Mit beiden Händen griff er um sich. Doch er konnte den Gang nicht finden, der ins Freie führt. Hatte der niederstürzende Block den Eingang verschüttet?

Christoph kam zurück.

„Du mußt hier warten, Ev", sagte er, „ich weiß nicht . . . ich . . ."

„Sag mir erst wie du das mit dem Vater meinst!"

„Ich? Ach, ich liebe ihn wohl nicht so, wie ich soll!"

Da erschrak Ev.

„Du mußt deinen Vater von ganzem Herzen lieben, Christoph!" hauchte sie.

„Ja, das muß ich. Aber die Mutter habe ich lieber."

„Und dies ist also Gottes Strafe dafür?"

Christoph nickte bloß. Wieder versuchte er, den Ausgang zu finden. Es war umsonst.

„Die Stube ist versperrt", sagte er düster.

Da begann Ev laut zu schluchzen.

Christoph aber wurde ganz ruhig, da er nun wußte, was dies bedeuten sollte. Er setzte sich zu Ev nieder, nahm die Geige und begann zu spielen. Doch da kamen nur dumpfe, rauhe Töne aus dem Instrument, kaum, daß er eine Melodie finden konnte. Aber er suchte so lange, bis er das Lied wiederfand, das die Mutter gesungen hatte. „Sie wird es hören", sagte er. —

Als drüben in Tschelm die Schafe allein von der Halde herab in Haus gesprungen kamen, ging der Bauer in die Nacht hinaus. Er rief den Namen seines Kindes lange. „Ev", und wieder „Ev." Das hörten sie auch in Fioll, und jetzt vermißten sie auch Christoph. Die Fackeln hoch erhoben, stieg der Bauer mit seinen Knechten den Berg hinan. Da stürzten ihnen auch die Fioller Schafe entgegen.

Die Mutter führte sie geradenwegs in das Surlay.

Da hörten sie mitten in der Nacht, die ringsum war, Christophs Geige. So heimlich, so fern klang sie, als kämen ihre Töne aus der tiefsten Erde.

Einen Augenblick lauschte sie und rief den Männern zu, welche die Fackeln trugen, sie sollten ihr folgen. Leicht war es, über den Block zu steigen, der von der Decke gestürzt war.

Christoph aber, selbst als der Schein der Fackeln schon hell in den Raum drang und die Mutter als

die erste vor ihm stand, regte sich nicht. Er spielte, ganz versunken, als fürchte er, daß, wenn die Geige schweige, sein Leben zu Ende wäre.

„Christoph", rief die Mutter und suchte den Bann zu lösen. Doch, was Christoph sprach, klang verworren und ohne Sinn. Da fragte die Mutter nimmer und führte ihn aus seiner Wirrnis heim.

Ev aber wollte sogleich wissen, was mit den Schafen wäre. Als ihr der Tschelmer versicherte, daß sie alle wohlgeborgen im Stalle seien, lächelte sie zufrieden.

„Wie gut, daß Christoph die Geige gespielt hat", sagte sie, „da hatte ich nicht mehr soviel Angst vor den Geistern von Surlay."

„Dabei hat sie nur mehr drei Saiten", rief Lukas und lachte.

In der andern Nacht aber geschah es, daß Ev, als sie, schon halb im Schlafe, in ihrer Kammer lag, wieder die Melodie hörte, süß und heimlich. Erst schien es ihr, als ob sie träume. Nein, es war nicht mehr die ernste Weise, die Christoph auf der Geige gespielt hatte. Fröhlicher klang die. Ein freier, heiterer Tanz war es, wie ihn der junge Schäfer in seiner leichten, samtenen Hose und dem bauschigen Hemd mit seiner Schäferin tanzte, die den weiten, schönen Reifrock trug, unter dem die zarten Seidenschuhe hervorlugten.

Ev sprang aus dem Bett. Da stand das Kästchen allein am offenen Fenster und spielte fröhlich in die stille Nacht hinein.

„Lukas!" rief Ev in den Baumgarten hinab, „Lukas! . . ."

Doch niemand antwortete ihr.

Über dem Schlern drüben stieg, silbern in seinem stillen Licht, der Mond auf.

III

Der Winter kam über Fioll.

Es geschah nichts Ungewöhnliches. Der Schnee war nicht arg, ärger waren die Steuern, am ärgsten die Not des Landes selbst. Doch dies gehörte seit dem großen Kriege nun zum Gewöhnlichen. Auch daß sich der Altknecht Nagl, der schon zu Zeiten des alten Fiollers als junger Knecht auf den Hof gekommen war und außer der Wetterarve des Älteste blieb auf Fioll, in der Woche nach Weihnachten krank niederlegte, daß ihm der Speck der ehsten Wintersau, den er über alles liebte, nicht mehr schmecken wollte, war kein kritisches Zeichen.

Einmal aber, schon im wachsenden Jahr, fiel doch etwas Besonderes vor auf Fioll. Nicht, daß die Sache selbst, um die es ging, besonders gewesen wäre — die galt vielmehr im Lande als gewöhnlich —, doch die Art, wie der Fioller damit fertig wurde, war den Leuten seltsam genug.

Der schwarze Mutz wollte seinen Weinberg verkaufen. So fing es an. Da der Weinberg unten im Ried lag, hart neben dem des Fiollers, kam diesem der Handel recht gelegen. Doch es ging alles fehl, weil noch ein anderer dem Mutzen bot, einer, der erst seit diesem Jahre im Dorfe war, der Pedrotti, ein Weinhändler aus dem Unterland.

So stieg der Fioller, verärgert, daß ihm der andere in den Handel gekommen war, wieder zu seinem Hof hinauf. Bei der kleinen Kapelle sah er Blutspuren im Schnee, alle Schritte wieder. Sie gingen nicht den Steig nach Tschelm hinüber, sie führten nach Fioll. Einen Fleck hellen, roten Blutes sah er vor dem Hause und wieder einen im Flur.

So riß er die Tür auf. „Was ist geschehen?"

Da saßen die drei Buben, eng aneinander geduckt, beim Ofen. Lukas preßte beide Hände vor das Gesicht. Doch das Blut troff ihm zwischen den Fingern durch aus Mund und Nase. Anselm hielt den Rock über der Brust zusammen, der ihm zerfetzt vom Leibe hing, und drehte den Arm im Gelenk. Christoph saß stumm daneben. Wo es ihm fehlte war nicht zu sehen.

„Hört, ihr Buben, ich frag', was ist?"

Da stellte sich Lukas, so groß wie er war, vor den Vater hin. Als dem Ältesten war es an ihm, dem Vater Rede und Antwort zu stehen. Das wollte er nun tun. Doch kaum, daß er zu sprechen anfing, schoß ihm wieder das Blut aus der Nase.

„Der Feltrini", würgte er hervor, „und der Santini und . . ."

„Und?"

„Und noch drei andere."

„Geh zum Brunnen", sagte er barsch.

Lukas ging zum Brunnen und ließ sich erst den vollen Strahl über den Kopf rinnen. Dann schnupfte er das eiskalte Wasser in die Nase und blickte drei Vaterunser lang in den Wipfel der Arve empor, wie es auf Fioll in solchen Fällen Brauch war.

„Und du?" fragte der Vater weiter.

„Mir der Arm!" sagte Anselm.

„Gut!" nickte der Vater, „und du?"

„Innen!" deutete Christoph.

„Bei dir ist alles innen", sagte der Vater unwillig. Und nach einer Weile: „Wie schauen die andern aus?"

„Der Feltrini hat ein Loch im Kopf, der Santini hat sich die Schulter ausgefallen, der Chizzoli den Fuß verstaucht, geschrien hat er dafür, der . . ."

„Aus jetzt!" rief der Vater, „und schau, daß dir jemand den Rock zusammenflickt. Für die Holz-

arbeit ist er allemal noch gut!"

Damit ging der Vater aus der Stube.

Anselm, froh, daß er wieder den gewohnten Ton in der Stimme des Vaters gehört hatte, kroch rasch aus dem Ärmel und besah den Schaden, der dem Rocke geschehen war. Weit genug fehlte es. Lukas kam vom Brunnen herein. Sie hörten den Vater, wie er oben in der Kammer mit großen Schritten auf- und niederging.

„Etwa holt er den Stecken? meinte Christoph und spähte nach oben. „Wenn nur die Mutter da wäre!"

„Das würde jetzt auch nicht helfen", rief Lukas ärgerlich, und zu Anselm:

„Was fragte er?"

„Nicht viel! Bloß was den andern fehlt."

„Hast gesagt, dem Volpi ein Schüppel Haar und dem Eugenio vom Podesta genau soviel wie mir?"

„Soweit bin ich gar nicht gekommen!"

„So muß ich es sagen", meinte Lukas.

Die Buben horchten zur Decke empor. Keine Schritte mehr.

„Jetzt kommt's!" sagte Christoph.

„Halt's Maul", fuhr ihn Anselm an.

Als der Vater die Stiege hinunterging und die Tür auftat, sah er seine drei Söhne genau der Größe nach in der Mitte der Stube stehen und warten. Sie standen und blickten zu Boden. Sie bissen die Zähne aufeinander. Doch sie sprachen kein Wort.

Anselm sah es zuerst, daß der Vater den Stock, den er in seiner Kammer geholt hatte, beiseitewarf, als hätte er sich anders besonnen. Aber er sah auch, daß der Vater anders dreinschaute als gewöhnlich, unheimlich ernst, viel ernster, als es die Rauferei mit den andern Buben wert gewesen wäre.

Ohne etwas zu sagen, wies der Vater bloß in seiner schnellen Art ein wenig mit dem Kopfe nach der Tür. Die Buben verstanden sogleich, was dies bedeuten sollte

So gingen alle drei hintereinander aus der Stube. Der Vater schritt ihnen voran, bedächtig, Schritt um Schritt. Als trage er etwas Schweres, so stieg er den Berg an, in den Lärchenwald hinauf, die Buben schweigend hinter ihm, der Lukas, der Anselm, der Christoph.

„Was soll das werden?" dachte Lukas und spuckte zur Seite. Es kam noch immer Blut aus dem Munde. Der Zahn, der eine, den der Feltrini mit schwerem Faustschlag getroffen hatte, war lokker. Er griff in den Mund und brach sich den Zahn heraus.

„Nimm!" sagte er und reichte ihn Anselm zurück.

Anselm überlegte gerade, warum der Vater das, was er sonst immer in der Stube besorgte, heute oben im Lärchenwald, wo die guten Stecken wuchsen, vornehmen wollte. Nur weil Sonntag war und er Zeit dafür hatte? Oder bloß, damit die Leute auf dem Hof nicht hören sollten, was unter Mannsleuten geschah?

„Da!" sagte Anselm und reichte den Zahn Christopf weiter.

Christoph dachte eben über den Vater nach. Warum war er gegen ihn anders als gegen die Brüder? Und doch, seit jener Nacht im Surlay wußte Christoph, wie sehr er auch den Vater liebte, anders freilich als die Mutter. Nein, er kam mit diesen Gedanken nicht zu Ende. Jetzt drehte er den blutigen Zahn in seinen Fingern herum. „Mir gehört der nicht!" sagte er und gab ihn Anselm zurück.

Da lachte dieser laut auf, so ernst ihm auch sonst in dieser Stunde war. „Geigen ist schöner als raufen", höhnte er heimlich, daß es der Vater vorne nicht höre.

Jetzt blieb der Vater stehen. Es lagen etliche von den lärchenen Stämmen noch da, die sie vorige Woche gefällt hatten. Der Vater setzte sich hin, die Buben daneben in der gleichen Ordnung, wie sie den Berg heraufgestiegen waren. Lukas warf seinen Zahn fort und tat einen raschen Blick zur Seite. Der Vater sah wirklich ganz anders aus als sonst. Ja, sonst konnte es geschehen, daß er, während der Stock auf den Hosenboden sauste, plötzlich mitten darunter auflachte, als wäre ihm das Ganze doch mehr zur Freude als zum Verdruß. Heute aber kam es anders. Das fühlten sie alle drei.

Die Buben warteten geduldig. „Es ist ja Sonntag heute", dachte Anselm wieder. „Raufen zählt nicht zur Arbeit, zählt vielmehr zum Feiern. Oder hielten es die Großen etwa anders? Also mit dem Katechismus kann der Vater nicht kommen, so sehr auch das Ganze nach Christenlehre aussieht."

Noch war der Vater nicht mit seinen Gedanken fertig.

Endlich räusperte er tief auf und blickte seine Söhne der Reihe nach an. Dann faßte er sich und wies mit einer kurzen, heftigen Bewegung, gleich jener, mit der er die Buben aus der Stube gewiesen hatte, auf die eine Seite in die Gegend hin.

„Was ist da?"

Oh. der Vater! Die Buben sehen prüfend in sein Gesicht. Wenn es nur nicht so furchtbar ernst gewesen wäre, hätten sie an einen guten Ausgang glauben können.

Nun sahen sie alle drei in die Richtung, in die der Vater gewiesen hatte. Gewiß wäre Christoph der Beste gewesen, um zu erraten, was der Vater

meinte, und zu sprechen. Lange genug saß er ja über den Büchern. Doch das zählte beim Vater wenig. Anselm sah auf Lukas. Lukas verstand: denn in solchen Fällen erinnerte sich Anselm sehr schnell daran, wer auf Fioll der Älteste war.

„Nichts, Vater!" sagte Lukas.

Unwillig hob der Vater den Kopf.

„Ich meine, was ist da im Land?"

„Berge, Vater!"

„Was für Berge?"

„Hohe! Solche, auf denen das ganze Jahr der Schnee liegt, solche im ewigen Eis . . ."

„Die Stubaier, der Olperer, der Tribulaun", warf Christoph ein, „die hohen Zillertaler."

„So ist es!" sagte der Vater. „Eis auf den Bergen, steinige Almen, die Welt voll Wald, wenig Acker, schuhtief bloß die Erde!"

Die Buben horchten auf.

„Dies ist Tirol, ist unser Land!"

Schweigen.

Gehorsam blickten die Buben auf die Berge hin im Norden.

Dann wandte sich der Vater herum und wies nach der andern Seite. Noch heftiger war die Bewegung, mit der er dies tat, als geschähe es im Zorn, so sah es aus.

„Und was seht ihr da? Ich meine über der Mendel und weiter hinunter?"

„Wieder Berge, Vater!"

„Die gleichen?"

„Nein, Vater, nicht so hohe! Steinige zwar, doch weniger Wald, anders überhaupt!"

„Anders, wohl! Wärmer die Sonne, länger das Jahr! Das Land schön wie ein Garten. Doch eine andere Sprache, andere Menschen. Dies ist das Land der anderen."

Lukas horchte auf. Nun ahnte er, was dem Vater in dieser Sonntagsstunde auf dem Herzen lag. Wozu hatte der kleine schwarze Pedrotti geschrien, geschimpft und mit der Faust gedroht? „Den Weinberg, oh, den großen Weinacker vom Mutzen, den kriegt mein Vater, nicht der Deine, ha, brutto tedesco!" Und dann war er gelaufen, mit blutendem Schädel, gelaufen wie die andern, bis er endlich den Kittel seiner Mutter erwischt hatte und sich dahinter verstecken konnte. Also gönnte ihm Lukas doppelt, was er ihm gegeben hatte. Bloß daß die Sache für den Vater nun diesen Gang nahm, schien ihm verkehrt. Eine saubere Abrechnung wäre ihm lieber gewesen. Er hätte schon gewußt, wie er das, was er vom Vater bekam, den andern wieder weiterzugeben hätte! Lukas erklärte es sich so, daß dem Vater der Ärger über den fehlgeschlagenen Handel so sehr zu Gemüte gegangen war, daß ihm bange wurde vor seinem Zorn. Im Zorne griff der Vater nie zum Stock.

Ach, was kümmerte es Lukas, wie der Vater die Welt aufteilte! War sie nicht eins, wie sie dalag? Wer zufaßte dem gehörte sie.

Schweigen wieder.

Der Vater blickte nach Fioll hinab.

„Da unten unser Hof!" sagte er ernst. „Das eine Fenster zu den hohen Bergen, das andere in das Land der Gärten! Von der gleichen Stube aus das eine Land wie das andere! So hat Fioll an allem teil; an allem Leid, an allem Segen. Es muß tragen, und es kann geben und nehmen, was von beiden kommt."

Das Sprechen wurde dem Vater schwer. Seine Stimme klang rauh.

„Verloren ist der Krieg, der in unseren Bergen war. So ist die Heimat an die anderen gekommen. Auf Fioll ist darüber kein Streit. Vieles hat Fioll getragen. Es trägt auch dies. Doch das eine merket: Nie dürft ihr den Boden verraten. Der Pflug muß den Fiollern bleiben. Solange dies ist, haltet guten Frieden mit allen!"

„Vater, der Pedrotti hat angefangen . . ." Da holte der Vater aus und schlug Lukas schwer über die Wange.

„Was dir nicht mit Schlägen gesagt wird, will, will dir nicht in den Schädel!" sprach er. „Es geht nicht darum, wer anfängt. Es geht darum, wer den Streit aufhört, weil er des Friedens sicher ist!" Und nach langen Schweigen: Und darum, wer weitersieht im Lande!"

Die Buben saßen stumm. Der Vater blickte in die Ferne, als müsse er mit seinen Augen beides umfassen, was den einen gehörte und was den andern, das ganze leidvolle Land an der Grenze.

Lukas griff wieder in den Mund. Dies war nun der zweite Zahn an diesem Tage. Er warf ihn zum andern. Ganz fröhlich war er jetzt, weil er etwas hatte, was er dem Pedrotti redlich zurückzahlen konnte.

Anselm hatte nur das Wort vom Pfluge erfaßt, und das behielt er.

Christoph begriff wohl, was der Vater gemeint hatte. Nur das mit den Fenstern gefiel ihm nicht ganz, es war ihm nicht genug.

Als die beiden Brüder des Nachts in der Kammer lagen, begann Christoph davon zu sprechen. „Hinauf in die hohen Berge hat der Vater geschaut und hinunter ins italienische. Warum nicht auch hinter sich über das Joch in das Gebirge, von wo die Mutter kam?"

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

Erfaßt wie die demütigen, fromm glaubenden Hirten vom Liebreiz des Gotteskindes in der Krippe, treten wir nun im Geiste ein in den Stall von Bethlehem. Und wir kommen nicht mit ganz leeren Händen. Voriges Jahr zur Weihnachtszeit hatten wir $3,749.50 für die Erziehung von Priestern zusammen. Heute sind es bereits $6,000.00. über $2,000.00 konnten wir in der Zeit von letzter Weihnacht bis zur diesjährigen Heiligen Nacht sammeln. Der Gott der Weihnacht wird uns diese Opfergabe segnen! Wir aber werden weiter sammeln. Bis zu $10,000 müssen wir hinauf, um von den Zinsen dieses Geldes eine ewige Freistelle für einen armen Priesteramtskandidaten an unseren Schulen zu ermöglichen. Klein ist unsere Gabe und bescheiden, o Herr — doch sie kommt aus betenden Herzen!

Bisher eingenommen:	$5,748.00
Mr. Sisworth, Goodsoil, Sask.	10.00
Mrs. G. Schlechter, Grayson, Sask.	135.00
F. A. Krause, St. Vital, Man.	25.00
Ein Leser, Salvador, Sask.	5.00
Anna Kleutz, Hornby, Man.	4.00
F. Grad, Regina, Sask.	2.00
Adam Gartner, Primate, Sask.	1.00
Mrs. M. Kosolofski, Humboldt, Sask.	2.00
Mrs. M. Saler, Minnedosa, Man.	3.00
Mrs. Aschenbrenner, Middle Lake, Sask.	2.00
Ein Leser, Verwood, Sask.	10.00
Mrs. C. Draude, Naicam, Sask.	9.00
Ignaz Hoffart, Tribune, Sask.	5.00
	$5,961.00

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.